

# Das Bollwerk

PREIS 40 PF.



*Malkhinafawai*



STETTIN

Herbst 1942

Oktober - November - Dezember

Heft 4 / 13. Jahrgang

Der Bildhauer Martin Meyer-Pyritz starb am 10. August im 73. Lebensjahr. Wir veröffentlichen nebenstehend eine seiner bekannten Tierplastiken

Aufnahme: Privat

## Aus dem Inhalt

	Seite
Mut und Gemüt .....	61
Erinnerungen an literarische Sturmzeiten / Von Max Dreyer .....	63
Gedichte / Von Paul Filter .....	65
Pommern in Gerhart Hauptmanns Leben und Werk / Von C. F. W. Behl .....	66
Walter Georg Stockmann zum Gedenken / Von Wolfgang Hultzsch .....	70
Physik und Philosophie / Von Erwin Ackerknecht .....	72
Die Gerichtstage des Heinrich Graßmann / Von Ehm Welk .....	74
Zwiesprache mit den Gefallenen / Von Richard Wolff .....	76
Kulturleben in Pommern .....	77
Die Jungfrau im Waschstein / Von Gerhart Hauptmann .....	80



### Ratschlag oder Gebot?

In früheren normalen Zeiten hat die deutsche Waschmittelindustrie der Hausfrau manchen guten Rat gegeben. Und wer sich hat raten lassen, der hat gewiß guten Nutzen davon gehabt. Heute sind diese Ratschläge von weit größerer Bedeutung, ja, sie sind Gebot geworden. Jede Hausfrau, die ihre Pflicht erfüllen, die Waschmittel sparen und das Waschgut schonen will, wird sich für die Feinwäsche merken:

**Falsch** ist es, zwischen den einzelnen Wäschen die Kleidungsstücke allzu lange zu tragen. Je stärker der Schmutz, desto schwerer ist er zu entfernen. Starker Schmutz verleitet zu leicht dazu, daß man reibt und bürstet, was aber gerade für alle Feinwäsche äußerste Gefahr bedeutet.

**Falsch** ist es, farbige Knöpfe, mit Stoff überzogene Metallknöpfe, Schnallen und dergleichen an den Kleidungsstücken zu belassen. Sie könnten in der Wäsche Farbe abgeben oder Rostflecke verursachen. Richtig ist es, Schnallen und farbige Knöpfe vor der Wäsche abzutrennen.

**Falsch** ist es, Gewirke und Gewebe zu reiben oder zu wringen. Hierbei entstehen Faserbrüche, bei schweren Schädigungen Löcher im Gewebe. Wollene Sachen verfilzen durch Reiben, sie verlieren ihren lockeren Charakter und ihre Paßform.

**Falsch** ist es, empfindliche farbige Wäschestücke ohne Essigzusatz zu waschen oder zu spülen. Richtig ist es, sowohl dem Waschbade wie auch dem Spülbade etwas Essig zuzugeben: denn Essig festigt die Farben und verhütet das Aus- und Ineinanderlaufen.

**Falsch** ist es, bunte Wäschestücke naß aufeinander liegen zu lassen. Sie färben dann leicht ab. Richtig ist es, jedes Wäschestück in ein Frottierhandtuch zu rollen, die überschüssige Feuchtigkeit zu entfernen und nach dem Ausrollen unter Vermeidung von Ofen- und Sonnenhitze ausgebreitet zu trocknen. Sachen, die leicht die Form verlieren, trocknet man stets auf einem sauberen Tuch und nicht auf der Wäscheleine.

**Falsch** ist es, farbige Wäsche zu warm zu waschen. Echtfarbige Wäschestücke kann man handwarm (bis zu 36 Grad Celsius) waschen; Wolle und farbeempfindliche Sachen wäscht man kalt.

**Falsch** ist es, Wäsche und Kleidungsstücke mit zu heißem Eisen zu bügeln. Das Eisen soll stets nur mäßig warm sein, und in jedem Falle ist von links zu bügeln.

*Vertrauen  
durch Bewährung*

**TROPON**

*Hochwertige Heilmittel  
und Nährpräparate  
seit 1897*

\*

TROPONWERKE · KÖLN-MÜLHEIM

# Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

13. Jahrgang / Heft 4

Stettin / Oktober - November - Dezember 1942



18198

## Mut und Gemüt

So berichtet die Sage: Einst an Griechenlands heiligen Gestaden trat aus des olympischen Gottes Kopf Pallas Athene, wie die Künste den Kampf zu schützen. Eule, der Weisheit Vogel, schlug seine Schwingen um sie, hielt sie den Speer schützend über die Spiele. Wagen brausten im Stadion dahin, doch klang der Hufe Klirren in festlicher Gesänge Wettbewerb; in seiner Künstler Werke Wohlgestalt grüßte das adelige Volk sich selbst, schön der Körper, die Seele rein, eines nur beide. Wie die Götter waren die Menschen Helden, des Nordens ewiges Erbteil erfüllte sie ganz. Aus des Inneren dunklem Glanz, darin des Alls Unendlichkeit sich brach, wuchs ihnen der Traum; dem Inbild allen Seins nach strebte die Tat, der Traum fand zum Schwert: so war Apoll der Leier und des Bogens Herr. Der Herren freie Lust war Spiel, und Übung das Spiel für der Wirklichkeit hartes Begehren. Gemüt zeugte Mut, in straffe Zucht nahm Mut das Gemüt.

Des Südens grelle Sonne warf harte Schatten und dörrte den Grund. Nicht wahren durften die Götter, und sie hüllten ihr Antlitz. Rom nahm sie auf, das junge Rom nordischen Geblüts, das Rom des Staates und Rechtes. Doch waren sie müde geworden des Weges und träge ihr Mund, da blaß der Traum und eng der Seele Höhlenraum. Rom wuchs, Rom ward zur Welt. Seiner Adler Schwingen scheuchten der Eule weiches Gefieder und deckten sie gleich der Erde weites Rund, Rom wurde alt, weil seine Götter starben. Der einst der Götter, Mut und Gemütes Heimat gewesen, der Norden, stand auf gegen Rom. An der ewigen Quelle netzte Europa die Augen und sah sich selbst; das war Roms Untergang.

Noch aber herrschte die Macht, triumphierte der Imperator stolz. Hoch schwoll in der Theater weiten Rängen verrottete Menge, Masse Mensch die Stufen empor, berauscht von Gier, kreischend nach Blut, dessen der Sand sich rötete von Gladiatoren und wilden Tieren in der Arena. Der Welt alle Teile hatten den Pöbel zusammen gespien in der Stadt, deren Name die Welt galt, wesenlos und ohne Gesicht garte Plebs in des Imperiums Herz. Abseits standen die Edelen, in die Toga gehüllt, Richter und Knechte der Macht. Soldaten sie, schützte ihr Schwert die farbige Wollust der Stadt gegen des Nordens anstürmende Kraft. Der sie aussandte, saß feige in Rom; die er drückte, die Masse, feierte ihn, zündete er gleich zum Schauspiel sich die Stadt selbst an. Mit Zauberwort bannten Tyrannen die gefährliche Menge: panem et circensis, Brot und Spiele. Der Götter hohes Spiel, des adeligen Volkes reine Lust, sie sank von feiger Gewalt getreten in den Kot. Die haßte den Mut und war feind dem Gemüt; nicht Göttern diente der Pöbel, rasseloses Gemisch, er schrie: Brot und Spiele!

Die aber den Trieben nicht buhlten, dem Laster nicht frönten, des Nordens reisige Scharen, nannte er: Barbaren.

Träumer waren es, die aus dem Norden brachen, mitternächtlige Schau rauschender Wälder stand kühl in ihren fernhinschweifenden Augen, deren lichte Bläue salziger Meerstrom war. Wie einst Athene des ewigen Gottes schöner Gedanke war, da sie, seine Stirn spaltend, der Welt eintrat, so wuchs aus Gottes Wunsch der germanische Jüngling. Des Alters Haß kroch seinem Weg entgegen. Wer war denn er? Arm war er, denn nicht Gold war sein Besitz, Brot sich und blutiges Spiel zu erwerben. Sein einziges Erbe vom Sturmriesen her und der Nebelfrau war sein Gemüt. Ihn kaufen zu können, meinte der römische Herr, wie seine Söldnermacht er sich kaufte an allen Enden der Welt; ihn fällte der Mut, des Gemütes innerster Kern. Wie einst die nördliche Göttin, eins in beider Gnade, aus Mut und Gemüt wölbte die Herrlichkeit ihres Volkes, scheuer Ehrfurcht würdig noch heut, so auch baute Germanien sein Reich aus der Kraft des Gemütes und der Stärke des Muts. Wer nach dem Höchsten zielt nur, gewinnt sich die Welt. In den Moorgrund des Alls sanken Cäsaren, sank das in Hochmut und Demut gleich morsche Rom. Wohl lockte sein schillernder Glanz und viele verdarben an ihm, die aber Nordlands Söhne blieben, schufen das Reich, und der Verschollenen Blut noch fruchtete neuer Saat. Weil sie das süße Brot, die lustigen Spiele verschmähten, hieß Rom sie Barbaren. Das war ihr Stolz.

Unser sei dieser Stolz. Germaniens Erben sind wir, die Deutschen. Von Sturmriese her und Nebelfrau sind unsere Ahnungen schwer, aber der Geist ist licht und kühl und rein, köstliches Geschenk der Göttin, die, nannte man sie gleich nicht, Hilfe heischte gegen des Imperiums Menschheitsbrei. Was einst der unbewußten Seele Schöpferdrang gewesen, in uns, den Deutschen, ward's bewußter Auftrag.

Der Griechen Land suchten wir mit der Seele, und der lauterste Jüngling unser aus dem Seelenreich der Mitternacht, dahin er sich verhüllten Hauptes lebend noch kehrte, beschwor unser Delos, unser Olympia, daß wir alle uns fänden am höchsten Fest, des Vaterlandes Adel der Zeit sei reifste Frucht. Doch sind wir eigene, einzige; die graeculi nur torkelten hin und schmückten mit Namen sich, die schwächliche Ohnmacht feig zu verbergen. Nicht Griechen wollen wir sein, da wir Deutsche sind. Doch eines Nordens Atem hauchte uns aus, eines Gemütes Kraft gibt uns den Mut. Leier und Schwert schwang der Heldenjüngling von Gadebusch gegen den korsischen Zorn, als aus dem Norden der Freiheit Licht hell brach.

Oft lahmte uns der Mut in den Jahrhunderten des Kampfes ums Reich. Listige Gaukler nannten Demut unser

Dm/au/ata

Gemüt und banden den Arm, den Dichtern träufelten sie das Gift ihres Ruhms und hießen römisch Barbaren die Soldaten, bis sie fremd den Denkern wurden. Zerrbilder des Gemütes aber hielten sie dem Volke vor, das sie mit feilen Worten zur Gemütlichkeit verführten. Gemütlichkeit ist das Gemüt der Kretins; die hassen den Mut.

Sturm riß die Erde in seine Bahn, Weltensturm, daß sie in Schmerz sich bäumte. Juda, Roms Verderb und Hellas' Untergang, glaubte jetzt des Nordens letzte Söhne zu zerschmettern, da die Feigen des Mutes Wurzel, das Gemüt, so heimlich untergraben. Was weiß der Jude von den Deutschen schon! Sturmsöhne sind sie und im Sturm gewannen sie die Kräfte neu. Und fielen! Verschüttet war die reine Quelle ihres Mutes, Bildung nannten sie Gemüt, Gemüt Wissen und kämpften für die Seele nicht, nur für's Behagen. Da kam die große Notzeit über uns.

Frech, doch wie schlotternd saß der Jude auf dem Thron der Deutschen, wie Nero einst Roms Imperator war. Und Brot und Spiele warf er vor das Volk. Wie kärglich war das Brot, die Quäkersuppe für das Kind, der Bettelpfennig für die ohne Arbeit waren. Doch die circenses, der Parteien Spiel, der geilen Triebe Gier und seines Pöbels blutige Paraden, benebelten der Masse Sinn und ließen sie auch jubeln noch, da schon das Land in Flammen stand und Juda seine Leichenlieder sang.

Dann aber: aus dem Norden brach der Freiheit Licht. Aus ewig unbekanntes Gottes Stirn schritt uns der Führer zu. Sein Wort schloß wundersam die Starken an die Fahne und führte sie zum Grunde des Gemütes, aus dem der Glaube quillt, der Glaube an des Nordens, Deutschlands Ewigkeit. Was wir verloren, wurden wir — ein Volk. Die Dichter hoben aus der Sprache neu Gesänge, die Körper blühten in den Spielen auf und adeliges Inbild schuf die Kunst. Wir alle hatten Brot, doch keine Lauheit kam die Satten an, denn nicht das Brot, die Arbeit war der Preis. Weisheit und Stärke gab er uns zurück, durch Nürnbergs Giebelgassen schritt Athene.

Das deutsche Wunder war der Kampf um unser Selbst. Wir standen gegen uns und wurden groß in uns. Der Seele dunkler Glanz gab uns den Traum. Und wieder kroch der

### Pommersche Kunst im Südostēn

In Semlin bei Belgrad wurde das Ehrenmal einer derzeit dort stationierten deutschen Fliegereinheit eingeweiht. Der Entwurf stammt von Herbert Zank, Stargard, z. Z. im Felde. Die Entwürfe der Fenster waren im Vorjahr in Stettin ausgestellt

Aufnahmen: Haeger

Haß dem jungen Weg entgegen; Juda begriff uns nicht. Heut reift aus Traum die Tat. Der Juden Söldner, eine alte Welt, zerbricht an unsres Schwertes Macht.

Weil wir im Traum gefangen, bekennen wir die Tat. An unserm Mut vergeht des Widersachers Wut, denn aus Gemütes Tiefen steigt er stolz zum Licht.

w. hu.



# Erinnerungen an literarische Sturmzeiten

Erinnerungen an gestern haben nur Sinn und Wert, wenn der Pulsschlag von heute in ihnen sich regt. Ich hoffe, daß in dem, was ich vortragen will, dieser Zusammenhang lebendig wird. Literarische Erinnerungen habe ich zu bieten, man wird sehen — das Wortspiel sei erlaubt —, daß sie in ganz besonderem Sinne literarische Erinnerungen sind.

Sie greifen zurück auf den Anfang der neunziger Jahre — in die Zeit, da wir Deutschen in unserem eigenen Deutschland um unser Deutschtum zu kämpfen hatten. Wie sah damals die Welt aus, die deutsche Welt? Deutschland war satt und legte sich einen Bauch zu — daß in seinem Leib, um bei dem Bilde zu bleiben, der Marxismus sehr kräftig zu rumoren anfang, wurde als vorübergehende Indigestion betrachtet und mit Palliativmitteln behandelt.

Auf dem Thron saß der junge Kaiser — der junge Erbe, wie der alte eiserne Kanzler ihn sich nannte, durch den Glanz seiner Selbstsicherheit ganz dazu angetan, auch dem Bürger, für den die Ruhe die erste Pflicht vor allem gegen sich selbst und sein eigenes Behagen war, die erwünschte Zuversicht zu geben. Daß zwischen Kaiser und Kanzler ein verhängnisvoller Konflikt heranwuchs, sahen nur die Erleuchteten. Daß er zu einem Imperatoren-tum, zu einer Diktatur, zu dem „hoc volo sic jubeo“, wofür der Kaiser sein Selbstgefühl mitbrachte, durch den Genius der Kanzler berufen war, ließen nur wenige sich durch den Kopf gehen.

Der Bürger war zufrieden. Der Kaiser gab, der glänzende Regisseur, der er war, dem Volk, das sein Brot hatte, auch die erforderlichen Zirkusspiele.

In diesen circenses hatte die literarische Kunst so gut wie nichts zu suchen, und hier war ja auch eigentlich für sie nicht der gegebene Platz. Überhaupt aber war da oben für Poesie nicht viel Sinn vorhanden — und dieses da oben galt nicht nur für den Hof selbst, es galt auch für des Kanzlers Majestät. Bismarck — er selbst in seinen Erinnerungen einer der ganz großen Gestalten — hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß es ihm mit der schönen Literatur und anderen schönen Dingen sich zu beschäftigen an Zeit fehle — nur aus Stindes Familie Buchholtz hat er dann und wann Lethe getrunken. Bei Hofe aber war eigentlich nur Ernst v. Wildenbruch wohlgelitten — und es blieb zweifelhaft, ob mehr wegen seiner

Kunst oder als berufener Barde des Hohenzollerntums.

Was aber las die Bürgerschaft! Es war die Zeit, da Julius Wolff noch nicht ausgesungen hatte, da die Marlitt noch immer die Backfische jeden Alters und Geschlechtes begeisterte — während die Besseren freilich zu Spielhagens demokratischem Pathos sich fanden und mit Paul Heyeses gepflegter Geistigkeit sich befreundeten. Die literarische Jugend aber wurde zornig, ungeduldig und unwirsch. Zornig nicht bloß ihrer selbst wegen — zornig auch deshalb, weil den Großen, zu denen sie aufschaute, nur eine so kleine Gefolgschaft diente. Hatten wir nicht unsern Heibel, unsern Wilhelm Raabe, nicht Storm, nicht Mörike, nicht Gottfried Keller, nicht unsern Fontane? Und der Jugend erschloß sich die ganze Tiefe und Weite des einzigen Wilhelm Busch, der den Philistern noch als billiger Spaßmacher galt.

Natürlich sperrte sie die Augen nicht zu vor dem, was auswärts sich begab, und hier war unleugbar Machtvolles am Werk, im Norden, im Westen, im Osten. Da war Ibsen, da war Zola, da war Tolstoi. Tolstoi, der sich noch nicht in seine Weltbeglückung vernebelt hatte und die dramatische Kunst mit einem Bauern-drama von zwingender Naturalität, mit seiner „Macht der Finsternis“ beschenkte. Gerade dieses Drama hat dann bei dem deutschen Naturalismus, den der Schoß der Zeit eben gebären wollte, in erster Reihe Gevatter gestanden.

Tolstoi — und hier soll uns jetzt eine unfreiwillig lustige Person die Verbindung herstellen mit dem Ausland in Deutschland, mit den fremdstämmigen Elementen, die immer mehr das literarische Leben tyrannisieren durften. Tolstoi, den Herr Siegmund Lautenburg, der Direktor des Residenztheaters, der für die Berliner Feinschmecker aus Paris die cochonnerien der Boulevardbühnen herbeiholte, nicht umhin konnte, in allem Ernst „Tolstoa“ zu nennen, er selbst, wenn man ihn nicht „Schauburg“ nannte, Monsieur Lottenbourg benamset.

Er gehörte zu Berlin, wie die komischen und gar nicht komischen, die sehr gescheit und damit sehr gefährlichen Herren vom alten Bunde, die damals schon lange in den schönen Künsten das große Wort sprachen. Freilich die ältere Generation — die Rodenbergs, die Lindaus, die Blumenthals, so viel Schaden sie an-

richten mochten, hatten immer noch ein gewisses publizistisches Anstandsgefühl. Böse aber, unheilbar wurde es, als dann Jungjuda den Mund aufturn durfte. Als der stolze Knab „Jung-Siegfried Jakobson“ von der Burg seiner Väter herabstieg, das große Wort zu führen. Spaßhaft allerdings, wie die Kinder Israels sich dann selbst in die krausen Haare geraten konnten. Mir ist eine Fehde zwischen besagtem Siegfried Jakobson und Herrn Leo Leipziger in Erinnerung, von dem seine guten Freunde hinter seinem Rücken behaupteten, er bilde sich ein, daß die Leipziger Straße nach ihm benannt sei. Dieser tat in seiner Zeitschrift an einem Heldengesang sich gütlich, der „Die beiden Siegfriede“ sich nannte und den Siegmundsproß der alten Sage mit dem Jakob-Söhnchen der jungen Wirklichkeit verglich. Ein Vers hieß so:

„Der Eine ist zum Kampf geritten,  
Vertraut war ihm der Vöglein Sang —  
Dem anderen wurde früh beschnitten  
Sein heldenhafter Werdegang.“

Und dann, glückliches Berlin, öffnestest du einem Herrn die Tore, der aus Breslau kam. Hier hieß er noch Alfred Kempner, an der kastalischen Spree nannte er sich — in Nachäffung des bekannten Pariser Kritikers Monsieur Karr — Alfred Kerr. Und wir alle erinnern uns mit schauerndem Entzücken, wie dieser Herr, eine Mischung von burlesker Eitelkeit und schächten-dem Sadismus, seine Grotesktänze vor der Bundeslade des Berliner Tageblattes aufführte.

Juda also war Trumpf im literarischen Berlin und damit kann man sagen im literarischen Deutschland überhaupt. Um so erstaunlicher, daß sich damals — zu Beginn der neunziger Jahre — ein Kreis von Schriftstellern zusammenfinden konnte, der nicht nur vor diesen präceptores germaniae, die keine Germanen waren, drei Kreuze machte, der, indem er sich strengstens judenrein hielt, auch den Argwohn, das Überwollen und die Feindschaft der führenden orientalischen Geister sich zuzog. Von diesem Kreis, dem ich selber mit Leib und Seele angehörte, möchte ich jetzt erzählen.

Wir waren jung, und natürlich gehörte uns die Welt. Unser geistiges Panier? Eben brauste ein Gewaltiger auf Frühlingsfittichen über die deutsche Welt: Friedrich Nietzsche. Das war eine Philosophie, in der die Lungen sich ausatmen konnten — ohne den



Landeskulturwalter  
Popp überreicht  
Dr. Max Dreyer  
die Goethemedaille

Aufn.: Gerard

Katheder muff, ohne das Klügeln, das Spintisieren, ohne all die überspitzten Begriffe — Frühlingsbrausen, Frühlingsrauschen in Jugendfülle, in Helle und Kraft und Lebensbejahung. Und eine Philosophie war das — das machte gerade unsere Herzen noch höher schlagen —, die sprachschöpferisch als eine große Dichtung sich offenbarte. In unsere Alben schrieben wir uns ihre Verse:

„Alles Glück auf Erden,  
Freunde, gibt der Kampf.  
Ja, um Freund zu werden,  
Braucht es Pulverdampf.  
Eins in Drei sind Freunde:  
Brüder vor der Not,  
Gleiche vor dem Feinde,  
Freie vor dem Tod.“

Und ein Zweiter, der sich zu ihm gesellte — nicht so überwältigend und fortreibend mit dieser umstürzenden elementaren Gewalt — ein langsamerer und stillerer, der erst allmählich von uns Besitz ergriff: Paul de Lagarde. Wundervoll zu sehen, wie oft die Beiden sich die Hand reichten. Da strahlte das Nietzschewort: „Nur das, was Leben schafft, hat Tugend, hat einen Wert, und das Leben sagt: folge mir nicht nach, sondern dir!“ Also aber sprach de Lagarde: „Es gibt für den Menschen nur eine Schuld: die, nicht er selbst zu sein.“ Und ein Wort von

ihm leuchtete uns vor: „Denkt daran, daß ihr nicht in ein neues Zeitalter treten könnt, ohne ein neues Ideal.“ Jungfreudig ahnten wir, was wir heute besitzen.

Aus allen Gauen Deutschlands, von Nord und West und Ost und Süd hatte es uns nach Berlin gezogen, auf die große Walstatt, zu Kampf und Sieg. Und jeder trug den Marschallstab des Genius im Tornister. Damals, als wir alle an einem Tisch uns zusammenfanden: Heinrich und Julius Hart, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, Ernst von Wolzogen, Richard Dehmel, Otto Erich Hartleben, Paul Scheerbart, Peter Hille, Cäsar Flaischlen, John Henry Mackay — und gewissermaßen als auswärtige Mitglieder, immer aufs herzlichste willkommen geheißen: Detlev von Liliencron, Walter Harlan, Karl Henckel, Max Halbe, Frank Wedekind.

Welch ein buntes, brandendes Gemisch! Und wie oft tosten und fluteten und wirbelten die Geister durch- und in- und gegeneinander, wie oft hat hier Wasser mit Feuer sich gemengt, wie oft hat das Meer noch ein Meer geboren.

Zu einer Tafelrunde, dem „Freitagstisch“ hatten all diese Sturmgesellen sich vereint. Ihr Herbergsvater,

ein Zeitungsgewaltiger, der sie alle mehr oder weniger zur Mitarbeiterschaft heranzog und — schon deshalb soll sein Andenken gesegnet sein — der mit Vorschüssen niemals kargte: Friedrich Lange, der Herausgeber der „Täglichen Rundschau“. Er war, und das galt uns als sein größtes Verdienst, derjenige, der uns seinen Meister Lagarde unverlierbar über alles Suchende und Haschende unserer jungen Art ins Bewußtsein rückte. Und so leisteten wir ihm freudig Gefolgschaft.

Von den Granden seines Reichs — und das sprach nun ganz besonders für ihn — stand ihm niemand näher als die Brüder Heinrich und Julius Hart. Niedersachsen wie er, Söhne der roten Erde — aber wie ganz anders sie in ihrer Weltbetrachtung, ihrem Lauschen auf die Dinge, ihrem Erleben des Lebens. Bei Lange — wir kommen um die abgewetzten Schlagworte nicht herum — war und blieb nun doch einmal das Bürgerliche obenauf, im Grunde seines Herzens blieb er auch immer, trotz scharfer Kritik am Wilhelminismus, der Monarchist.

„Bürgerlich“ war schon damals ein geheimnisvolles Wort, von dem nicht alle wußten, was sie damit meinten. Als neckischer Schimpf galt es auch in unserm Kreise. Ich selbst wurde mit meiner Bürgerlichkeit — ich hatte nun mal die Gewohnheit, mich täglich zu rasieren — oft genug an die Wand geschmissen. Es gibt eine Zeichnung von Wilhelm Bölsche — er war ein großer Karikaturist vor dem Herrn — mit der Unterschrift: „Max Dreyer in dreißig Jahren — Max von Dreyer, Excellenz.“ Ein Gesicht, langgezogen in subalternen Überheblichkeit — die Tränensäcke, die Falten um die spitze rote trunkfällige Nase voll von stumpfem Sichselbstgenügen, und die Brust gepflastert, gerammt mit Ordenszeichen. (O, meine Brust!)

Einen solchen Schatten in die Zukunft schmissen die Brüder Hart nun ganz und gar nicht. Bei denen gab es ganz gewiß keine Knopflochperspektive. Sie waren Feinde der Gesellschaft und machten kein Hehl daraus.

Aus Münster kamen sie her. Die Wiedertäufer durfte ich sie nennen. Aber sie taufte nicht mit Wasser, mit Feuer taufte sie.

Nicht als ob sie etwas feierlich Prophetisches oder überhaupt etwas Gewaltiges, Machtvolles, Imponierendes geboten hätten in Erscheinung und Gehabe. Im Gegenteil, wie zwei Irrwische wirkten sie auf den ersten Blick. Zapellig, fahrig, wirblig, stoßend und fliegend — die feinen knabenhaften Glieder nie auf demselben Platz, immer in Bewegung und in der Luft — aus dem Gehege der Zähne stürzten die Worte stotternd und stammelnd, niemals ein klarer Fluß, immer nur Strudel, Ka-

tarakte und Kaskaden. Aber welche Triebkraft ließ die Wasser brausen — Welch ungebändigte Fülle von Gedanken, Ideen, Empfindungen drängte, sich überkugeln und überschlagend, ans Licht. Wie bebte es dann in den prachtvoll klaren Stirnen unter dem glatt zurückgestrichenen Haar.

Arm in Arm waren sie gleich in Berlin auf den Plan getreten. In ihren „Berliner Monatsheften“ und „Kritischen Waffengängen“ stürmten sie die Wolken des verschlarenen deutschen Dichtershimmels, eine Götzendämmerung brach an, manch einer der Thronenden stürzte in den Staub. Und die Jugend hatte ihre Führer.

Freilich, etwas in die Suppe zu brocken, mußten die Jünger schon haben, es waltete über sie ein strenges Gericht. Die glückselige Zeit der späteren Jahre war noch nicht angebrochen, da die größten Faselhänse sich einreden durften und von dazugehörigen kritischen Leuchten sich bestätigen ließen: Nichtdenken sei schon dichten. Damals mußte noch ein Begriff bei dem Worte sein.

Die Brüder selbst waren in dieser Zeit von stärkster Schaffenskraft. Heinrich, der Epiker, wollte zu Dantescher Höhe empor. Der göttlichen Komödie gedachte er ganz in Erdennähe mit seinem „Lied der Menschheit“ eine menschliche Komödie an die Seite zu stellen. Dabei löste dieses universelle Wollen niemals ins Abstrakte sich auf, nie gab es dem Uferlosen sich hin, immer blieb es der erdhafte Wurzeln alles Schaffens und Werdens sich bewußt. Klar war es dem Dichter, daß Menschheit zu einem kalten Begriff wird, wenn man nicht mit dem eigenen volkhaften Empfinden diesen Gedanken zum Gefühl durchblutet.

Mit diesen Hochnaturen nähere Fühlung zu gewinnen, war für jeden unseres Kreises das Gegebene. Willst den Dichter du verstehen — muß in Dichters Hausung gehen. Bald genug durfte ich bei ihnen mich einfinden.

Als ich sie das erstemal besuchte, kam Julius mit dem Kochlöffel mir entgegen. „Wir wirtschaften uns jetzt selbst“, erklärte er. „Vegetarisch leben wir — ich hab ein vegetarisches Kochbuch, ein Rezensionsexemplar. Heute bin ich nun dran. Erster Gang Kartoffelsuppe, zweiter Gang Makkaroni.“

Heinrich kam aus dem Wohnzimmer, schloß mich gleich freudestrahlend in seine Arme und brannte mir mit der Zigarre, die seinen Mund nur in Todesgefahr verließ, ein Loch in die Backe.

Dann lagerte sich auf seinem Gesicht eine verschmitzte wehmütige Askese. Er war den Genüssen dieses Lebens nicht abhold, wollte allmählich nach einem Bächlein zu gravitieren. Der vegetarische Kult hatte für ihn doch

seine Schattenseiten, während Julius gesinnungstreuer auf den Astralleib zustrebte.

Den süßen Giften dieses Daseins aber, dem Rauchkraut und dem Tropfen von Malz und Hopfen zu entsagen, fiel ihnen beiden nicht ein. Sie waren alle beide kein Freund von Traurigkeit, und der Budenzauber bei ihnen tollte in groteskphantasiereichstem Übermut sich aus. Nicht so unbedingt befreunden konnte man sich allerdings mit mancherlei Nachteulen, die in und um das Licht hier flogen. Aber die Harts hielten nun mal für jeden vom Genieland offenes Haus. Und gerade der Gestrandeten, der Losgerissenen, Entwurzelten und Zerlumpten nahmen sie, die wahrhaft nicht mit Glücksgütern gesegneten, liebevoll sich an.

Diese Umgebung war es, die in das Haus einen Bohemienton brachte, vor dem es einem wohl böhmisch zumute werden konnte, über den die Brüder selbst erhaben waren und blieben. Nachtlager waren da manchmal zu erblicken! Eines Morgens fand ich bei ihnen mich ein, mir ein Buch zu holen. Da hatte ich in der Wohnstube ein Bild, das ich nie vergaß. Drei Pennbrüder hatten es hier nach fidelem Zechgelage sich bequem gemacht. Einer hatte auf dem Ruhebett in die Chaisendecke sich eingewickelt, der zweite lag in den Teppich eingerollt, der dritte aber, ein spindeldürrer Kerlchen, hatte die Hose des riesenhaften Ersten als Bettsack sich erkoren, hatte das schmale Körperchen in das eine Hosenbein gezwängt und das andere als wärmenden Schal sich um den Hals geschlungen — —

Ganz gewiß blieben die Brüder Hart mit ihrem Verkehr in dieser Umgebung nicht stecken, sie die Gesuchten, nicht die Suchenden. Und als sie dann gar „ehelich sich erhoben“ und eigene Haushaltungen gründeten, verschwand diese Luft immer mehr.

Und eben jetzt kam aus dem Vorort Friedrichshagen eine Kunde, die uns alle aufhorchen ließ. Hier in der Kiefernheide hatte Wilhelm Bölsche mit seinem Busenfreund Bruno Wille sich niedergelassen, die Lungen von der Großstadtluft rein zu atmen. Und siehe da, eines Tages brachten uns die beiden von dort die frohe Mär, daß ein neuer Stern aufgegangen sei. Ein Name fiel, haftete kaum in jedem Ohr, und erhielt dann einen Klang, der blieb: Gerhart Hauptmann.

In Erkner lebte er, den Friedrichshagenern benachbart. Wie Schiller damals im Bopser Wäldchen seinen Vertrauten, den Dannecker, Hoven, Scharfenstein und Petersen, die „Räuber“ zu hören gab, so las Hauptmann in der Märkischen Kiefernheide den hingelagerten Freunden aus dem Manuskript seine Erstlings „Vor Sonnenaufgang“.

## Übermut

*Zeig dem Monde dein Gesicht,  
daß die Lippen leuchten müssen,  
denn sein nie geschmecktes Licht  
will ich dir vom Munde küssen.*

*Trink ich solchen Himmelswein  
aus der unberührten Schale,  
will ich gern betrunken sein  
und ein Narr zum ersten Male.*

## Mädchengedanken

*Lieber Wind, kannst lieblich singen,  
sing mir meine Sehnsucht weg,  
denn ich möchte, weißt du, tanzen,  
— ach, bekomm nur keinen Schreck! —*

*Tanzen möcht ich mit dem fremden  
Manne, den ich neulich sah,  
und er müßt mich, weißt du, küssen!  
Küssen? — ach, was sag ich da!*

*Nein, mich darf kein anderer küssen,  
keiner als du, Wind, allein!  
Küssen? — ja, vielleicht die Wangen. —  
Oder doch die Lippen? — Nein!*

PAUL FILTER

Es ist männiglich bekannt, welche Kämpfe in der literarischen Welt dann um den neuen Heilbringer entbrannten. Natürlich hatten wir alle zur Premierschlacht uns eingestellt, und waren wir nicht alle himmelhoch von dem Werk begeistert, bedingungslos zornig waren wir auf die vielen, die blindlings gegen den Dichter Sturm liefen. Ganz gewiß haben wir damals vieles überschätzt — wann ist die Jugend nicht groß im Überschätzen wie im Unterschätzen: und am meisten im Sichselberschätzen. Zuletzt haben die abseits Stehenden Recht behalten — sie sprachen von den bekanntesten kreisenden Bergen, bei denen weiter nichts herauskäme als die lächerliche kleine Maus: *parturiunt montes nascetur naturalismus*.

Aber wir Jungen waren heftig entzündet über den Widerstand einer alten eingerosteten Kritik gegen ein Etwas, in dem ganz gewiß ein Neues sich regen wollte. Nur einer von den Alten sah mit offenen, klaren und gütigen Augen dem neuen Werden zu: Theodor Fontane.

Ich war dem alten Herrn öfter auf seinen einsamen Spaziergängen im Tiergarten begegnet. Der feine Kopf mit den sinnenden Augen unter dem weißen, im Nacken sich krausenden Haar war leicht nach vorn gebeugt. Nie, auch im Sommer nicht, fehlte das schottische, blau und schwarz karierte Halstuch. Ein Bild, das mir immer lebendig bleibt.

Als ich ihn jetzt wiedertraf, konnte ich mich nicht halten. Wir kannten uns nicht — ich eilte auf ihn zu und drückte ihm die Hände, ganz jugenhaft spontan. Seine guten Augen — ich hab sie heute noch vor mir — stutzten nun doch erhebelich, und der weiße Schnurrbart bebte. Ich sagte auch nicht recht was, zu viel hatte ich an Dank auf dem Herzen — alles wollte zuerst heraus, das für den „Joachim Hans von Ziethen“, das für „Grete Minde“, das für „Irrungen, Wirrungen“, das für den Roman „Vor dem Sturm“, das dafür, daß er kameradschaftlich mit uns Jungen hielt — so brachte ich nichts vernünftiges zustande — dann sah ich ihm an, daß ich ihm auf seinem Dichtergang einen Faden zerrissen hatte und so schlug ich mich denn ein wenig schuldbewußt in einen Seitenpfad.

Das war eine krause und unbekümmert laute Zeit. Stürmisch genug ging es am Freitagtisch selber zu, wild sprangen Meinung und Meinung sich an die Kehle.

Und doch fehlten nicht die Stillen in unserem Lande. Da war Karl Henckel, der lyrische Sturmvogel des Sozialismus, in seinen Versen loderten Feuerbrände und floß das Blut — hier auf der Bank saß er der sanftmütigsten einer, liebenswürdig und gemächlich, jenseits des garstig Politischen. Und wer kauerte da in der Ecke, düster, geradezu fanatisch in sich vergraben? Stundenlang konnte er das Wort verachten, drohend wurde sein Schweigen und tat fast weh: niemand anders als Richard Dehmel. Auf seiner Stirn, das sind keine Falten, Runen sind es — keine Runzeln, Runsen sind es, tief tiefe Abgründe. Friedrich Lange hat einmal gesagt: damit Dehmel im Dichtershimmel sich präsentieren könne, müßten erst, die Falten ihm auszubügeln, ein Dutzend Plättchen im Fegefeuer heißgemacht werden.

Großes in geheimnisvollem Schweigen konnte mit der Miene des am Leben Leidenden auch Otto Erich Hartleben leisten, wenn er nicht in satyrischen Lichtern phosphoreszierte — ganz wie ihm die Mütze saß. Unter seinen starken Talenten fehlte auch nicht das, sich selbst zu inszenieren. Aber alles auf der Welt, die guten wie die bösen Rezensenten, alles, was gut und böse und jenseits von Gut und Böse war, alles, alles war für Otto Erich ein Anlaß, den Humpen zu schwingen.

Ich kann es nicht leugnen, ich bin mehr als einmal dabei sein treuer Kumpan gewesen, und mehr als einmal hatten die Augen seiner Hausehre, des trefflichen Moppchens aus Sachsen, für mich einen milden vorwurfsvollen Blick, wenn ihre Weckmethode an ihrem Herzliebsten bei vorgerückter Tagesstunde versagt hatte. Sie pflegte dem Schläfer kurzfristig das Oberbett wegzunehmen und dabei den bündigen Tagesbefehl zu erteilen: „Otto Aerich! Dichten!“

Nicht als sein Zechgenosse, aber freundschaftlich und künstlerisch viel näher als die meisten von uns stand ihm der so ganz anders geartete Cäsar Flaischlen, der ihn auch früh schon in einer Monographie zu würdigen versuchte. Cäsar, der im Grunde ein Grübler und Sinnierer war, für den es kein Spiel gab, kein Glitzern und Blenden, der keine Künste, der nur Kunst kannte. Und dem das Kleinste totwichtig wurde. O, was konnte er kniffeln und kniebeln, mit Himmel und Hölle konnte er um ein Komma und Semikolon ringen, um dann wie aus Gottes Hand die Verse einer schlichten rührend innigen Weise zu empfangen.

Wir beide sprachen öfters über unsere dichterischen Pläne. Halfen uns, rieten uns, rieten uns ab. Ich war verliebt in eine Idee, die mir zu einem großen

Werk, einem zweibändigen Roman herhalten sollte.

Cäsar schüttelte den Kopf. „Das ist keine Idee, das ist ein Ideechen — übrigens sind schon andere darauf reingefallen — aber kaum eine Kurzgeschichte läßt sich daraus machen.“

O, was sträubte ich mein Gefieder. „Ich hab schon den Entwurf für den großen Roman ausgearbeitet. Du wirst ihn lesen. Und wirst mir Recht geben.“

Ich bekam den Entwurf zurück. Mit ein paar Reimen:

„Es war einmal eine kleine Idee,  
ein armes, schmächtiges Wesen —  
Da kamen drei Dichter des Wegs, o weh,  
Und haben sie aufgelesen.  
Der eine macht einen Spruch daraus —  
Das hielt die kleine Idee noch aus,  
Der zweite eine Ballade —  
Da wurde sie schwach und malade.  
Der dritte wollt' sie verwenden  
Zu einem Roman in zwei Bänden — —  
Dem starb sie unter den Händen.“

Der zweibändige Roman ist nicht geschrieben worden. Aber es gab der Stoffe genug, die auf uns warteten. Und was war es, was über all unserm Schaffen leuchtete? Das steht in den Versen geschrieben, in denen wir lebten:

„Volk, das ich liebe, Volk an dessen  
Kraft  
Ich glaube, du der Menschheit Blut  
und Saft.  
Du grüne Eiche schwellend von Geäst,  
Dein Haupt trinkt Himmelsglanz — gen  
Ost und West  
Streckst du die Arme, erzgeschmiedet  
drückt  
Dein Fuß des Erdreichs Kern — kein  
Sturmwind drückt  
Zur Seite dich um einer Spanne Raum,  
Durch deine Blätter rauscht ein Früh-  
lingstraum,  
Aus deinem Wipfel klingt es wie Geläut:  
Es blaut der Morgen, der die Welt  
erneut.“

C. F. W. BEHL

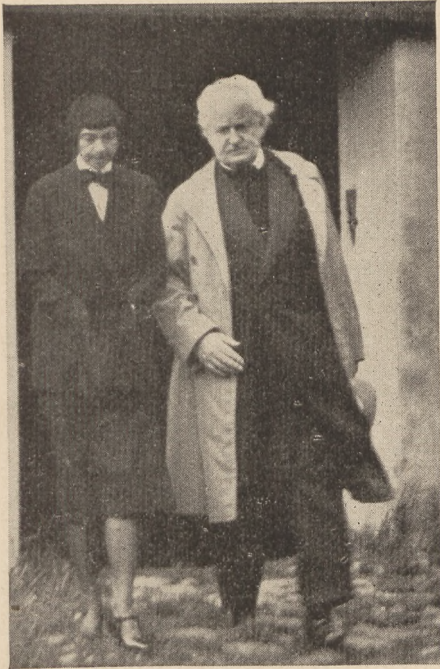
## Pommern in Gerhart Hauptmanns Leben und Werk

Wer immer über das Geheimnis nachsinnt, dem das große, weitverzweigte Lebenswerk des nun am 15. November 1942 achtzigjährigen Gerhart Hauptmann die zauberhafte Lebendigkeit, die atmosphärische Dichte, die sinnliche Unmittelbarkeit und Wachstumsfrische verdankt, dem wird sich als eine der tiefsten Wurzeln seiner Schöpferkraft die elementare Naturverbundenheit des Dichters offenbaren. Dieser Menschenbildner, dessen Gestalten sich

einem jeden unverlierbar einprägen, der sie einmal über die Bühne wandeln sah, erlebt die Geschöpfe seiner Phantasie immer zugleich in der Totalität ihrer Existenz. Nur selten — wie etwa Berlin in den „Ratten“ oder Breslau im „Phantom“ — ist es die Atmosphäre einer Stadt, in der sie atmen und ihr Leben erleben. Immer wieder zog und zieht es den Menschen und Dichter Hauptmann in die Natur hinaus. Gestalt und Schicksal seiner Rose Bernd

sind ohne die fruchtbare Landschaft der schlesischen Ebene mit ihren golden wogenden Ährenfeldern, Kartoffeläckern und dem kleinen Kirchdorf zwischen Haselnuß- und Weißdornbüschen nicht zu denken; die dunklen Schwarzwaldtannen seiner Heimat umschließen des Armen Heinrichs tiefste Not; aus der verwunschenen alten Bergschänke im Rotwassergrund schwingt sich das Pippamärchen flügelschlagend empor bis in die verschneite Baude des





Gerhart Hauptmann mit seiner Gattin  
auf Hiddensee

alten Wann auf dem winterlichen Kamm des Riesengebirges, und den Heimkehrer Odysseus grüßen sprudelnd und glucksend die lang versiegten Quellen seiner Insel; denn die Götter wohnen „Wand an Wand dem großen Pan benachbart“.

Gerhart Hauptmann selbst ist ein Freiluftarbeiter, und ein gut Teil seines Lebenswerkes ist unter offenem Himmel entstanden. Landschaft und freie Natur haben darum einen wesentlichen, ja entscheidenden Anteil an seinem Schaffen, und wie die Natur selbst im stetigen Wandel der Gezeiten, so gehorcht auch sein Leben einem geheimnisvoll schöpferischen Rhythmus. Drei Landschaften vor allem haben in langen Friedensjahren in regelmäßigem Wechsel sein Werk werden und wachsen lassen, das sie selbst wiederum spürbar durchwachsen und durchblühen: die heimatlichen Berge, deren Granitwall über seiner „festen Burg“ Wiesenstein auf dem Hemmhübel in Agnetendorf wacht, die südlich-reiche Meerengebirgswelt zwischen Portofino und Sestri Levante mit ihren Pinien, Zypressen, Olivenwäldern und den blauen, felsichten Buchten und das schmale, flache in die grünen Wiesenhügel und bewaldeten Schluchten des Dornbuschs auslaufende Eiland Hiddensee an der Westseite Rügens.

Schon als Dreiundzwanzigjähriger hat Gerhart Hauptmann, bald nach seiner Eheschließung zum ersten Male die Insel Rügen besucht. Es war — so berichtet er im „Abenteuer meiner Jugend“ — im heißen Sommer 1885. Das junge Paar wohnte damals in Berlin im vierten Stock eines Mietshauses, an dem

ununterbrochen die Züge der Stadtbahn vorüberdonnerten. Die Reise nach Rügen mag wohl so etwas wie eine Flucht aus der Großstadt gewesen sein. Denn zwar fand Hauptmann „den Berliner Puls erregend und fortreißend“, und die vielfachen geistigen Strömungen einer gärenden Zeit, die sich hier begegneten, sind nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung geblieben; aber die tiefe Naturverbundenheit seines Wesens empfand den Anspruch städtischen Tumults doch stets auch als Bedrohung. Berlin, so hat er einmal bekannt, mache den Menschen bis zu einem gewissen Grade abhängig und betrüge ihn zeitweise um die Freiheit und den Besitz der eigenen Vollnatur.

Die Erneuerungskraft unmittelbarer Berührung mit den Landschaftswundern hat sich auf Rügen sogleich an Gerhart Hauptmann bewährt. Man hatte in Göhren Aufenthalt genommen. Auch Carl und Martha Hauptmann waren aus Zürich gekommen und den beiden Geschwister-Ehepaaren — Carl und Gerhart Hauptmanns erste Frauen waren ja Schwestern — hatte sich Gerharts Jugendfreund, der Maler Hugo Ernst Schmidt zugesellt, der Gefährte seiner frühen Breslauer Kunstschulzeit. Man unternahm ausgedehnte Fußwanderungen und Überlandfahrten im Wagen.

Das „Bunte Buch“, Hauptmanns früheste Gedichtsammlung, deren Erscheinen im Jahre 1888 durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch seines Verlegers vereitelt wurde und das die weitere Öffentlichkeit jetzt erst in der

zum achtzigsten Geburtstag erscheinenden Gesamtausgabe letzter Hand kennenlernen wird, enthält eine Reihe lyrischer Verse, die er seinem ersten Rügener Aufenthalte verdankt. Schweremütige „Gewitterstimmungen am Meer“, die schon früh von seinem elementaren Verhältnis zu Wolken, Wogen und Wind zeugen, finden sich darunter; freilich meint der Dichter in seinen Jugenderinnerungen, als er auf diese Gedichte zu sprechen kommt, es würde „falsch sein, anzunehmen, wir seien und besonders ich sei, von solchen Stimmungen abgesehen, nicht heiter und übermütig gewesen. Nein, es war schlechthin eine glückliche Zeit . . .“

Vor allem aber verspann sich Hauptmanns Phantasie damals in die Geister- und Märchenwelt der sagenumwobenen Insel und er schrieb einige Balladen, darin die Landschaft Rügens in magischer Transparenz sichtbar wird:

Die Stubbenkammer, wie bleich und hehr,  
ragt leuchtend hinaus in das dämmernde Meer.  
Es strahlet der Mond mit silbernem Blick  
von Kanten und Schluchten und Gipfeln zurück.

So hebt die Mär von der „Schwarzen Frau in der Stubbenkammer“ an, darin ebenso wie in der „Jungfrau im Waschstein“ das uralte Märchenmotiv von dem verwunschenen, auf das erlösende Zauberswort wartenden Mägdlein poetisch abgewandelt ist. Einem 1840 erschie-



Gerhart Hauptmanns Wohnhaus auf Hiddensee

2 Aufnahmen: Kaufmann

nenen Buch „Die Volkssagen von Pommern und Rügen“ von Temme, das ihn zu diesen Gedichten anregte, entnahm Hauptmann auch noch die Stoffe für die von atemraubender Dramatik erfüllte Ballade „Der Teufelsdamm im Naugarder See“ und für die heiter-melancholische Sage von den naschhaften Kindlein, die durch ein heftiges, allzu bald und doch zu spät bereutes Scheltwort der Mutter in „Sieben Bunte Mäuse“ verwandelt wurden: eine wunderbare Geschichte, die sich „zu Pudmin zugetragen“ und die Hauptmann in rhythmisch bewegtem Märchentönen sehr lebendig zu erzählen weiß.

Seit seiner ersten Begegnung mit ihr ist Gerhart Hauptmann sein langes Leben hindurch der pommerschen Ostseelandschaft treu geblieben und hat von ihr in glücklichster Wechselwirkung Impulse und Inspirationen für sein Schaffen empfangen. Noch in den achtziger Jahren, von Erkner aus, wohin er sich bereits im Herbst 1885 aus dem Trubel Berlins zurückgezogen hatte, besuchte er das kleine idyllische Residenzstädtchen Putbus und trat dort mit dem fürstlichen Theater und einer Schauspielgesellschaft in Verbindung. Er hatte kurz zuvor bei dem Extheaterdirektor Alexander Heßler selbst Schauspielunterricht genommen, in einer von zweifelhafter Romantik erfüllten ehemaligen Kaserne des Berliner Ostens — wir kennen dies alles aus seiner Tragikomödie „Die Ratten“ —, und ein Mitschüler hatte ihn zu der Reise nach Putbus angeregt. Die Eindrücke, die er dort empfing, haben sich viele Jahrzehnte später in seinem Theaterroman „Im Wirbeler Berufung“ zur Gestaltung verdichtet. Hier finden wir das ganze Leben und Treiben des Schauspielervölkchens in der stillen rügenschen Liliputresidenz — der Dichter nennt sie „Granitz“ — aufs lebendigste widergespiegelt. Diese besondere Atmosphäre verleiht dem Roman, in dem es um geistige und künstlerische Probleme geht und das Geheimnis des Shakespeareschen Hamlet in tiefgründigen Debatten umworben und erörtert wird, seinen sinnlichen Zauber. Wir gehen mit dem Dichter über den verträumten Zirkusplatz mit dem schlanken Obelisken, wandeln durch den Schloßpark, zwischen dessen Bäumen man nächtens das laute Röhren eines einsamen Hirsches im Gatter vernimmt, wir besuchen den Helden des Romans, den jungen Theateramateur und Dichter Erasmus Gotter, in seiner heckenumsäumten Gartenhauswohnung oder treffen ihn draußen in der lauschigen Gaisblattlaube und kehren mit ihm schließlich zur Hamletprobe in dem edel-schlichten, säulengeschmückten Schinkelbau des fürstlichen Theaters ein. Auch auf die walddunkle Insel Vilm und die Greifswalder Oie führt



Pommersche Küste. Zeichnung von Walter Georg Stockmann  
Im Besitz der Provinzialverwaltung Pommern

uns der Dichter; wir nehmen an einem studentischen Kommers in der alten Universitätsstadt Greifswald teil und hören eine Droschke donnernd über die Katzenköpfe der damals noch recht vorintflutlichen Pflasterung des malerischen Marktplatzes von Stralsund rollen.

Die märchenhaft schöne Insel Vilm, die „in Feldern, Büschen und Hainen von Urwaldbäumen grünt“, wo sich „schlangenhaft-armdick Efeu in die Wipfel der alten Eichen hineinwindet“, hat Hauptmanns Phantasie mächtig angeregt und gelegentlich sogar in allerhand kühne Träumereien verlockt. In seinem „Buch der Leidenschaft“, darin er auch einen Aufenthalt am Greifswalder Bodden in den neunziger Jahren schildert, spielt er mit dem Gedanken an einen antiken Wohntempel, den er sich auf diesem Inselchen, dieser Kostbarkeit, „mit Bäumen in Urwaldmaßen bestanden, von milden und lockenden Fluten umspült“, errichten möchte: „Was wollte ich doch in ihm verwirklichen? Ich denke, ein Stück antikes Griechentum in der häßlich-christlich-verworrenen Welt. Mein Tempel hatte ein säulenumgebenes Atrium, das seligen Bädern dienen sollte. Götter aus Marmor sollten in ihm sich spiegeln. Marmorstufen führten hinab ans Meer, an deren Seiten nachts auf breiten Pilastern in mächtigen Feuerbecken Pechflammen schweben und lodern sollten.“ So erträumte sich die nordsüdliche Phantasie eines deutschen Griechen, eines Dichters, vor dessen schöpferischem Auge der nebelbleiche Velandsholm im kalten Nordmeer ebenso lebendig aufstieg wie das Ithaka des Bogenspanners Odysseus

aus der blauen Flut oder die exotische Glutberginsel Prosperos, des weißen „Indipohdi“, eine Isola Bella mitten im Greifswalder Bodden!

Die tiefe Empfindung des Dichters für die Eigenart der Natur Rügens hat sich auch einmal in einer Eintragung in ein Fremdenbuch auf Arkona kundgetan:

Meerumschlungen  
und weidegrün,  
märchendurchklungen  
und heldenkühn,  
Herden im Hage,  
reifendes Feld,  
flüsternde Sage,  
Lug in die Welt!

Wahrhaft zur anderen Heimat seines Lebens ist für Gerhart Hauptmann die Insel Hiddensee geworden, und nur einmal noch, im Jahre 1928 hat er einen Sommer auf Rügen verbracht, im Schloß Dwasieden bei Saßnitz, wo er die Vision für sein tief in Musik und deutsche Romantik getauchtes Schauspiel „Die Goldene Harfe“ empfing. Es war von Rügen aus im Sommer 1885, als Hauptmann die Insel Hiddensee zum ersten Male besuchte, zusammen mit dem Freunde Hugo Ernst Schmidt, dessen Gestalt viel, viel später in dichterischer Metamorphose als Gabriel Schilling auf die Insel wiederkehren sollte. Damals schrieb Hauptmann als ersten Gruß an seine künftige Sommerheimat das Gedicht von der „Mondscheinlerche“, eines der schönsten im „Bunten Buche“. Es trägt als einziges ein Datum, den 29. Juli 1885, und auch darin

dürfen wir vielleicht eine Vorahnung lebenslanger Verbundenheit erkennen, wie sie sich dem luziden Geiste des Dichters offenbart haben mag.

Wiesenbäche, Feld und Hain  
zaubereinsam schillern;  
badend hoch im Mondenschein  
Mondscheinlerchen trillern.  
„Lerche, sprich, was singst du nur  
um die Mittnachtstunde?  
Dämmer liegt auf Meer und Flur  
und im Wiesengrunde!“ —  
„Will ich meinen Lobgesang  
halb zu Ende bringen,  
muß ich tag- und nächtelang  
singen, singen, singen!“

Es ist wohl die schöpferische Einsamkeit gewesen, die ihn immer wieder auf das zauberhafte Eiland führte, das man gelegentlich nicht zu Unrecht ein deutsches Capri genannt hat, mit dem schön nach Westen geschwungenen Bogen der Vitter Bucht, den Resten des alten Zisterzienserklosters, dem Blick auf die Turmsilhouetten von Stralsund im Silbergrau der Ferne und den unvergleichlichen Mondnächten, wo man von den Hügeln des Dornbuschs aus das flach zwischen Meer und Bodden in magischem Glanze sich weithin dehende Inselland überschaut. Einsam ist Gerhart Hauptmann nun freilich auf Hiddensee nicht geblieben, und wenn er 1899 in einem Briefe aus Vitte schrieb: „Hiddensee ist eines der lieblichsten Eilande; nur stille, stille! daß es nicht etwa ein Weltbad werde!“, so hat sich diese seine Besorgnis nicht als ganz unberechtigt erwiesen. Seither hat sich, vor allem in Kloster, der reizvollsten, an den Dornbusch sich schmiegenden Inselsiedlung, eine kleine Sommerkolonie von Künstlern und Schriftstellern gebildet. Und Hauptmann hat sich längst damit abgefunden; blieb doch der einzigartige Zauber der Insel davon unberührt: „Diese Klarheit!“, wie Professor Mäurer in „Gabriel Schillings Flucht“ sagt, „dieses stumme und mächtige Strömen des Lichts! Dazu die Freiheit im Wandern über die pfadlose Grastafel. Das geradezu bis zu Tränen erschütternde Brausen der See... Dieses satte, strahlende Maestoso, womit sie ihre Brandungen ausrollen läßt...“ Es ist das Wunder dieser Dichtung Hauptmanns, daß man, ohne Hiddensee zuvor betreten zu haben, es durch sie bereits kennt, daß einem die ganze Skala seiner Naturstimmungen, von der magischen Helle der Inselabende bis zum gespenstischen Nebelwafeln, bereits vertraut ist.

Groß und nicht wegzudenken ist der Anteil Hiddensees am Lebenswerke Gerhart Hauptmanns. In den neunziger Jahren, als er noch in Vitte im alten

Gasthof zur Ostsee wohnte, schrieb er dort einen wesentlichen Teil der „Versunkenen Glocke“, an der er übrigens auch in Neuendorf auf Wollin gearbeitet hat. Gerade die leibliche Entzücktheit aus der schlesischen Bergatmosphäre, der Heimat dieser deutschen Märchendichtung, scheint die Kräfte der schaffenden Phantasie im Dichter vom letzten Erdenrest befreit und zum Höhenflug beschwingt zu haben, wie denn auch umgekehrt „Gabriel Schillings Flucht“ in Agnetendorf entstanden ist. Ein eigentümliches Gesetz des schöpferischen Prozesses liegt in dieser Tatsache beschlossen und offenbart die entscheidende Bedeutung des Landschaftlichen für Gerhart Hauptmann, der manche Werke nur am Meer, andere wieder nur in den Bergen zu fördern vermag.

Vielfältig sind die Anregungen, die Hauptmann in Hiddensee empfangen hat. Die auf der Insel heimischen Familiennamen Schluck und Gau hat er, feinhörig für den suggestiven Wortklang, — die Genialität seiner Namensfindung wäre einmal im einzelnen zu untersuchen! — in sein schlesisches Scherzspiel von den gefoppten Vagabunden aufgenommen, und seine grandiose Kulturutopie von der „Insel der Großen Mutter“ hätte er, wie er mir einmal versicherte, ohne die Eindrücke, die ihm das freie und zum Teil kapriziöse Badeleben auf Hiddensee Jahr um Jahr geboten hat, wohl kaum konzipiert.

Etwa mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts hat sich Gerhart Hauptmann Kloster zugewandt. Hier wohnte er lange in der romantischen Lietzenburg des Malers Kruse; aber vor etwa einem Jahrzehnt ist er selbst zum Siedler geworden. Sein Haus „Seedorn“ liegt hinter Hecken und Gebüsch verborgen am Hauptweg zum Strand. Im Winter 1930/31 hat hier der Architekt Arnulf Schelcher neben das alte Haus ein neues gesetzt, das vor allem den lichten großen Arbeitsraum mit der stattlichen Handbibliothek beherbergt. Von ihm aus tritt man auf eine weiträumige Ziegelterrasse, die noch bis vor kurzem einen Blick auf Meer und Bodden zugleich freigab. Jetzt ist dieser Blick zugewachsen und die Dornröschenhecke schützt die schöpferische Stille des Dichters. Besonders glücklich war die Idee Schelchers, das neue Haus mit dem alten durch einen schönen gotischen Gang zu verbinden, der unmittelbar in den intimen, gleichermaßen stilvoll und gemütlich wirkenden Speiseraum einmündet.

Hier sammelt sich an manchen Sommerabenden um den runden Tisch mit Gerhart Hauptmann und Frau Margarete ein kleiner Kreis von Freunden: Künstler, Theaterleute, Dichter und

Literaturbegeisterte. Hier spinnen sich vielfältige Gespräche an, die, ohne den Alltag ängstlich zu meiden, unversehens in alle Höhen und Tiefen geistiger Auseinandersetzungen vordringen. Und zu besonders glücklichen Stunden verwandelt der Dichter seine Tafelrunde spontan in ein „Collegium Dramaturgicum“, liest mit seiner meisterhaften Interpretationskunst aus einer neuen Dichtung vor oder bittet auch einen der Anwesenden darum; denn gerne lauscht er zuweilen dem eigenen Wort, horcht es gewissermaßen ab, prüft und wägt es und bleibt so auch als Zuhörer weiterschaffend am Werk. Hier drückte er mir an einem unvergeßlichen Septemberabend 1940 das Manuskript der „Iphigene in Delphi“ zur Vorlesung in die Hand, das köstliche Geschenk zweier Hiddenseer Sommermonate, dessen intuitives Werden ihn selbst wie ein Wunder ergriffen hat.

Viele Fäden verbinden heute den Dichter mit seiner Insel, auf der er so vieles erlebt und erfahren hat, deren Wiesen- und Wald-, Ufer- und Schluchtenpfade er so oft gewandelt ist, auf Produktivspaziergängen oder sinnierend dem Zauber der einzigartigen Natur hingegeben. Gern kehrt er gelegentlich in der biologischen Forschungsstation oberhalb seines Besitztums ein, um sich mit Professor Leick über ein neues Forschungsergebnis oder über die Wunder der Schöpfung, dieses unerschöpfliche Thema, zu unterhalten. Längst betrachten die Hiddenseer ihn als einen der Ihren, und als er 1935 seinen fünfzigsten „Geburtstag“ als Insulaner feiern konnte, erschien eine Abordnung im Hause Seedorn zur Gratulation. Das Geburtstagskind dankte mit einer Ansprache, in der er sein frühestes Erlebnis der Insel schilderte:

„Der erste Eindruck, den man von Hiddensee empfangt, war der von Weltabgeschiedenheit und Verlassenheit. Das gab ihm den grandiosen und furchtbaren Ernst unberührter Natur und dem Menschen, der in dieses Antlitz hineinblickte, jene mystische Erschütterung, die mit der Erkenntnis von den Grenzen seines Wesens und der menschlichen Kultur überhaupt verbunden ist.“ Und mit einer graziösen Wendung gab schließlich der Jubilar alle guten Wünsche an sein geliebtes Eiland zurück: „Möge sich die schlichte Anmut seines Wesens und seiner Linien auf alle seine Bewohner und Gäste übertragen und einen Ausdruck seiner altehrwürdigen Fischer- und Schifferbevölkerung seenwäscherisch weiter wahr machen; denn, wie Goethe aufnotierte: ‚Liebes gewaschenes Seelchen‘ ist ein Ausdruck der Fischer auf Hiddensee.“

# Walter Georg Stockmann zum Gedenken † 19. 11. 40

An einem Novembertag in der Straßenbahn erfuhr ich es: Walter Georg Stockmann war gestorben. Auf einem langen Weg über das kahle sanftgeschwungene pommersche Land mit dunstigen Teichen und krummen Bäumen darin sank diese kaum begriffene Nachricht ganz langsam in mich ein. Wie es so geht — zuerst schmerzte mich nicht der Verlust, es bedrückte mich vielmehr ein Versäumnis. Nach manchem Umtrieb und Irrweg war ich zwei Monate zuvor wieder in die Heimat zurückgekehrt und hatte nach Vergangenem und Gegenwärtigem fragend gleich erfahren, daß Stockmann wieder draußen an der Front stehe. Das hatte mich zutiefst angerührt. Hätte er selbst nicht bei unserer letzten Begegnung ein wenig verbissen, ein wenig ironisch darüber gelächelt, wenn einer ihm erklärt hätte, sein Körper sei noch einmal zu mehr nutz, als ihn peinvoll in die Schule zu schleppen? Nun also hatte er ihn mit der Unerbittlichkeit, die ihm in den heiligen Dingen des Herzens eignete, doch gezwungen, war Oberleutnant, war wieder an der Front, die ihn seit dem Weltkrieg niemals losgelassen hatte. Ich hatte mir vorgenommen, ihm alsbald zu schreiben, es aber aufgeschoben und nun war alles, was ihn noch erreichen konnte, drei handvoll Erde.

Es war kein Unrecht, daß ich noch vor dem Tode an eine kleine persön-

liche Schuld dachte. Was uns an diesem 19. November 1940 vorab und zuerst entrissen wurde, war der Mensch Stockmann. Der Künstler hat trotz seiner erst 47 Jahre ein so reifes und geschlossenes, ein so umfassendes Werk hinterlassen, daß uns um seine Dauer nicht bange zu sein braucht. Nein, daß der Mensch von uns gegangen war, erfüllte mich mit Trauer, daß es so geschehen, verströmend im Opfer dieses Krieges, mit Stolz.

Mehr als Bekanntschaft, als Bewunderung seines Schaffens verband mich mit Walter Georg Stockmann. Viele Jahre — wie lange liegen sie nun schon zurück! — war er mein Lehrer, Zeichenlehrer am damaligen Schiller-Realgymnasium. Es gibt ein eigenartliches Gefühl, wenn einer, älter geworden, sich seiner früheren Lehrer entsinnen soll. Es waren wilde, bewegte Jahre damals, als ich zur Schule ging. Was unser Volk umstürzte, stellte auch die Schule auf den Kopf. Nicht nur wechselten die Lehrpläne mit jedem Jahr, die Methoden änderten sich fast mit jedem neuen Gesicht, das hinter dem Katheder erschien. Allen von uns Schülern, die sich in die Zeit hineinwühlten, weil sie das Neue, Kommande spürten, es waren wenige genug, mußte der Wissenschaftsbetrieb fragwürdig erscheinen gegenüber dem Leben, einem Leben, das wir nicht kennen konnten und an verkehrten Orten such-

ten, das aber groß und brennend unsere Herzen prägte. Wir lernten schlecht, aber recht genug, nach Möglichkeit das Klassenziel zu erreichen. Was uns die Schule mitgeben konnte, war weniger das Rüstzeug für den kommenden Alltag, wer wußte schon wie der für ihn aussehen würde, nein, es waren die Lehrer, die lebendigen Menschen, an denen wir uns aufrichteten und ausrichteten. Kaum einer von ihnen weiß, was er uns damals bedeutet hat, denn Trotz und Hochmut hießen uns, gegen sie zu stehen.

Derjenige, der mir und vielen am meisten gab, es auch wußte und darnach handelte, war Walter Georg Stockmann. Seine beiden Wochenstunden, die der Plan vorsah, lagen ganz am Rande. Zeichnen wurde nicht eben ernst genommen, von den Lehrern nicht und von den Schülern erst recht nicht. Stockmann wollte uns nicht zu Künstlern machen. Er hatte erkannt, daß es vergeblich sei, etwas zu lehren, was das Schicksal nur als ein Geschenk verschwendet, selbst, wenn einer nur als Erkennender das Reich der Kunst betritt. Was er uns vermittelte, war eine Ahnung von der Würde und Hoheit der Kunst. Was er uns vorlebte, war die Einsicht, daß diese Kunst nicht fremd neben dem Leben steht, sondern sein eigentlicher und innerster Kern ist.

Über meinem Schreibtisch hängt, da ich diese Erinnerungen aufschreibe,

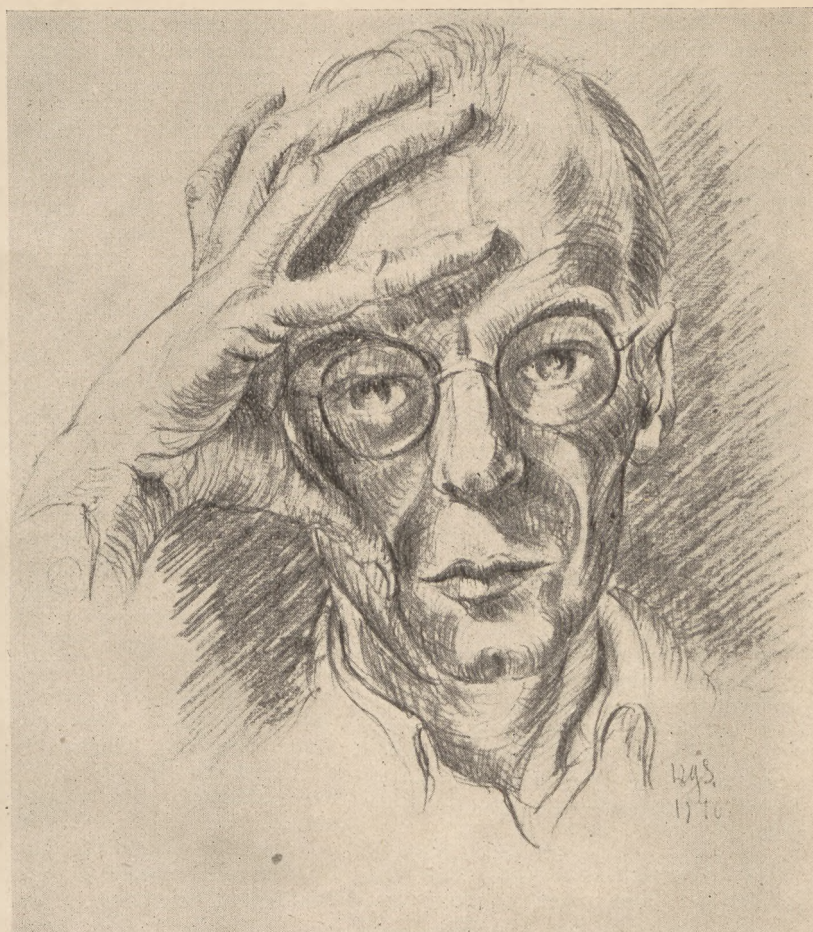


Drei Zeichnungen von Walter Georg Stockmann zu den „Galgenliedern“ Christian Morgensterns: „Die Beichte des Wurms“, „Galgenbruders Lied an Sophie die Henkersmaid“ und „Philantropisch“. Entstanden 1927.

eine Zeichnung von Stockmann, die er von mir während zweier Schulstunden anfertigte. Sie ist nun schon 15 Jahre alt. Er betrat den Zeichenraum, das geräumige Zimmer, in dem sich so gut Unfug treiben ließ, und er wurde getrieben, und mit einer Bewegung des Daumens hieß er mich auf den Tisch klettern, mich dort als Modell für die Klasse aufzubauen, mit einem Buch in der Hand und in aller Schlagsigkeit. Er selbst setzte sich mit seinem Zeichenblock in die Nähe und begann als erster mit schnellen, sicheren Federstrichen, kurzen Wischern der Hand mein Konterfei abzubilden. Als die Glocke uns unsere Sachen packen hieß, war er fertig. Sonst hatten meine Mitschüler nicht viel zustande gebracht. Sie hatten, als das Chaos der Striche Sinn gewann und ein Bild entstand, ihre Stifte weggelegt und hatten sich im Halbkreis um den Lehrer gestellt, der das vielleicht gar nicht bemerkte. Hatten sie aber in diesem Zusehen und Hineinsehen nicht mehr gelernt als jede steife Doktrin ihnen hätte verraten können? Auf Ausflügen oder im Miteinander des Schullandheimes habe ich dann so oft das Glück gehabt, Stockmann an der Arbeit zu sehen.

Da spürte man die Zähigkeit und Verbissenheit eines Willens, der den Dingen ihr innerstes Wesen erpreßt. Vielleicht ist das falsch gesagt, denn wie der Soldat seinen Körper bezwang, so richtete der Künstler Stockmann seinen harten Willen immer nur gegen sich selbst. Durch ihn geläutert stand er den Dingen sanft und zärtlich gegenüber. Die Blumen, die Tiere umfing er mit reiner Seele und so offenbarten sie ihm noch die letzte scheue Verhüllung ihres Selbst. Und dennoch: fortschreitend mit den Jahren begrenzte Stockmann die krause Vielfalt seines Striches, das blumig Verwölkte seiner halben Töne mehr und mehr. Sie pflegte er liebend im Aquarell, mit dessen lyrischer Welt er spielte. In der Graphik wurde er knapper und karger mit jedem Bild. Fast scheint es so, als wollte er nach der Fläche auch den Umriss verlassen und sich allein auf die Herzlinie beschränken. Wie fließt bei ihm in einem Strich, hielte sie der Rahmen nicht, die Küste hinaus in eine Weite, da die Endlichkeit aufhört! Wie fängt sich in einem Fischernetz der ganze Himmel bis zu den Sternen!

Was aber Walter Georg Stockmann zeichnete, war nicht Landschaft schlechthin. Es war Pommern! Was man dem bescheidenen Lebenden nicht sagen durfte, ohne ihn verlegen zu machen, dem Toten dürfen wir es nachrühmen, daß er die pommersche Landschaft in ihrer Bedeutung und Tiefe erkannt und geformt hat wie keiner vor Caspar David Friedrich und niemand



Walter Georg Stockmann: Selbstbildnis 1940

nach diesem. Man darf, das zu erkennen, Stockmann nicht neben Friedrich hängen. Er ist kein Epigone, sondern eigenständig und urwüchsig. Wo aber erschien Pommern verklärter und zugleich leibhafter im Werk eines Malers als bei Stockmann!

Die erste Begegnung mit dem Werk des Zeichners Stockmann liegt nun auch schon 15 Jahre zurück. Als Lehrer führte er uns in eine Ausstellung im Städtischen Museum. Als sei es gestern gewesen, halte ich die Erinnerung im Herzen an seine Illustrationen zu Christian Morgensterns Galgenliedern, die in dieser Ausstellung hingen. Nicht daß er uns davor gestellt hätte. Ich entdeckte sie selbst. Was da sonst noch hing, ist vergessen nicht nur, sondern auch vergangen. Diese kleinen Bildchen haben seitdem in seinen Mappen geruht und ich sah sie heute erst wieder. Wenn man mit dem Urbild seiner Jugenderinnerungen wieder einmal zusammenstößt, bleibt oft nichts als ein fader Geschmack auf der Zunge. Wie anders heute im Raum unserer Schriftleitung. Da hockt er wieder der Totenschädel mit melancholischem Gesicht — bedenkt, was es heißt: ein melancholisches Gerippe. Die Raben picken an dem kahlen Haupt, der beinerne Mund

aber singt auch für den, der das Gedicht Morgensterns nicht kennt, die Weise vom Henkermädel. Was bei dem bizarren Dichter für den Philister noch ein Spaß sein könnte, bei Stockmann wird es grauenvolle Wirklichkeit. Hier ist eine Phantasie am Werk, die nicht skurril sich in Absonderlichkeiten ergeht, sondern im Totentanz des Weltkrieges ihre Prägung erfuhrt und die Ungeheuerlichkeit des Daseins wohl mit einem grotesken Schnörkel versieht, ihr aber getrost ins Auge schaut, weil sie erfahren hat, daß der Tapfere ihr eine Nase dreht.

Wie sehr dieser Phantasieraum ihn ganz erfüllte, erlebte ich dann in späteren Jahren in dem Atelier eines gemeinsamen Freundes. Unser Gespräch war heiter rundum gelaufen, mancher guter Trinkspruch ausgebracht worden und Stockmann in heiterster Gelöstheit hatte an allem lebhaft und führend teilgenommen. War es, daß das Mondlicht mit seinem kalten Schein die warmen Flammen der Kerzen ausschüttete und die Nacktheit der kahlen Wände, die primitive Einrichtung aus Kästen und Kisten überdeutlich machte? Es ist manchem so gegangen, der da über den Dächern im Mondschein saß, daß ihn Behagen und Herkommen plötzlich

ekelten. Stockmann zog sich unauffällig aus unserem Kreis zurück, verstummte, und wir merkten es kaum. Mit einem Male hörten wir harte Befehle. Einer kommandierte zum Sturmangriff! Er saß im vordersten Graben des Weltkrieges. Um ihn dröhnte, donnerte, ballerte es. Er war Soldat. Galt daneben noch etwas? Es war eine unheimliche Gewalt, mit der der Innenraum des Künstlers plötzlich hervorbrach. Sorgsam verhehlte er ihn im Alltag, aber nur eine sehr dünne, sehr gefährdete Schale trennte ihn von der Oberfläche des Seins.

Das Bewußtsein dieser Gefährdung, zu der die physische Bedrohung durch Krankheit hinzu kam, gab Stockmann die menschliche Überlegenheit, die ihm von vornherein den Respekt und die Liebe seiner Schüler sicherte. Nur selten brauchte er zu starrem Schulzwang zu greifen. Er konnte es sich leisten, uns in Oberprima noch zu duzen, wenn es ihm gerade einfiel, in jenem abschätzigen, ja geringschätzigen Ton zu uns zu sprechen, der so gut zu dem schmalen Mund und den funkelnden Augengläsern paßte. Stockmann war unser Kamerad, der führende, dem wir uns gerne beugten. Darüber wurden keine Worte gemacht.

Ich entsinne mich noch eines Vorfalles, über den wir dann später oft zusammen

gelächelt haben. Da uns das Anfüllen der weißen Blätter des Zeichenblocks mit unschönen Linien zu langweilig dünkte, griffen wir zu den 32 bunten des Kartenspiels und legten zu dreien einen Skat auf, wohlverborgen hinter allerlei Modellkram. Bei einem fesselnden Grand, der unsere Aufmerksamkeit ganz gefangen nahm, hatte sich Stockmann an uns herangepircht und schnappte zwei von uns. Den dritten nicht zu verraten, behaupteten wir, daß Sechshundsechzig gespielt worden sei. Den höhnischen Blick werde ich nie vergessen. Ohne ein Wort zu sagen, legte Stockmann nur die Spiele auseinander. Skat! Dazu gehörte eben der dritte Mann — er meldete sich sofort und freiwillig. Oft auch saßen wir vor anderthalb Jahrzehnten nach einem Schülerfest mit ihm pokulierend und seinen Erzählungen lauschend in irgendeiner Nachtkneipe zusammen. Der Disziplin und Schulzucht tat das keinen Abbruch. Er war es nicht allein, der so als Lehrer mit seinen Schülern umging, doch der einzige, den wir ernst nahmen dabei um seiner menschlichen Überlegenheit willen, wegen seines echten Künstlertums, das eine Atmosphäre um ihn verbreitete, die keine Gemeinheit duldete.

Dieses reiche Leben ist nun erloschen. Unseres wird einmal müde verglimmen, den besten nur mag es vielleicht ge-

gönnt sein, in hellem Brand zu sterben. Walter Georg Stockmann glühte von innen her aus in den Flammen dieses gewaltigen Krieges. Die reine lebendige Form, die er sich, Mensch und Künstler miteinander durchdringend, gegeben hatte, nun steht sie gebrannt vor uns: edel, hart und unvergänglich, Beispiel und Vorbild.

An einem kühlen, grauen, von nebligem Fisselregen durchzitterten Novembertage legten wir sein Irdisches in die pommersche Erde. Es war, als wollte ihm das Land, das er so sehr geliebt und für das er sein Leben geopfert hatte, selbst die letzte Ehre erweisen.

Niemand, der ihn kannte und sein Werk liebt, konnte sich des Eindrucks erwehren, dies sei ein Tag, wie er ihn immer wieder gesucht, umworben und eingefangen habe in seinem Werk, ein pommerscher Tag voll Größe und gelinder Trauer. Weithin zu unbekanntem Gefilden breitete sich das herbstliche Land und wehte mit seinen Schleiern doch auch in den Innenraum des Herzens, beide in ein Einziges verschmelzend. Ehrensalven über dem Grab von Walter Georg Stockmann und das Lied vom guten Kameraden. Er war es! Der Tod war die Erfüllung seines Lebens. Das nimmt uns die Trauer, das macht uns kühn im Wagnis des Lebens.

ERWIN ACKERKNECHT

## Physik und Philosophie

Am 28. September dieses Jahres starb in Göttingen zwei Tage vor Vollendung seines 68. Lebensjahres Admiralitätsrat a. D. Dr. Hans Beggerow. Er war einer der bedeutendsten und verdienstvollsten Pommern unserer Zeit. Eine breitere Öffentlichkeit konnte freilich zu seinen Lebzeiten wenig davon erfahren; denn das erste Gebiet, auf dem er ein Lebenswerk aufgebaut hat, war seinem Wesen nach in den Schleier amtlicher Verschwiegenheit gehüllt, und die Werke seines zweiten Lebensabschnittes stellen so hohe Anforderungen an die philosophische Vorbildung und den erkenntnistheoretischen Tiefblick namentlich auch des naturwissenschaftlichen Lesers, für den sie in erster Linie bestimmt sind, daß sich die Meinung über ihre Gültigkeit und Tragweite erst allmählich klären kann.

Hans Beggerow ist am 30. September 1874 in Swinemünde geboren, wo sein Vater damals als Hauptmann

stand. Nach dessen frühem Tode zog die Mutter mit ihren drei Kindern nach Stettin, wo sie selbst herammte. Sie war eine Tochter des Gymnasialprofessors Dr. Emsmann, dessen erwachsene physikalische Begabung auch von der Fachwissenschaft noch nicht vergessen ist und der dem schöngestigen Kreis um Loewe und Giesebrecht angehörte. Auch der Vater Beggerows war Pommer. Seine Familie, die ursprünglich aus Mecklenburg stammte, war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Kolberg ansässig.

In Stettin besuchte Beggerow das Schiller-Realgymnasium, an das er immer, wie überhaupt an seine Stettiner Jahre, gerne zurückdachte. Nach dem Abitur wandte er sich zum Studium der Physik auf den Universitäten Berlin und Freiburg. Es ist für seine lebhaftige Überzeugung von der Mitverantwortlichkeit gerade auch des Wissenschaftlers am technischen und sozialen Leben seiner Zeit und seines

Volkes bezeichnend, daß er während seiner Studienjahre mehrere Monate in einer Berliner Maschinenfabrik tätig war und anschließend sein Studium der exakten Naturwissenschaften durch das Studium der Elektrotechnik einerseits und der Philosophie andererseits ergänzte. 1897 machte er dann auf einem Hapagdampfer eine Fahrt nach Amerika als Maschinenassistent mit, auch ein Unterfangen, das vor der Jahrhundertwende bei einem Naturwissenschaftler ungewöhnlich war und für den Ernst zeugte, mit dem er sich auf eine praktische Auswertung seiner Fachkenntnisse vorbereitete. Nicht minder bezeichnend für seine umfassende Geistigkeit ist es, daß er nach seiner Rückkehr einige Semester Kunstwissenschaft studierte.

1901 fand sich dann die Aufgabe, in der sich der Physiker Beggerow im Dienste deutscher Wehrgeltung bewähren konnte: Auf Veranlassung eines seiner akademischen Lehrer wurde ihm



Distelfalter.  
Holzschnitt von Walter  
Georg Stockmann

das wissenschaftlich-technische Referat für Funkentelegraphie im Reichsmarineamt übertragen, das er bis zu seiner Versetzung in den einstweiligen Ruhestand im Jahre 1919 innegehabt hat. Wie rasch er sich in dieser Tätigkeit durchzusetzen wußte, geht daraus hervor, daß die Reichsregierung ihn nicht nur bereits 1903 zu der ersten internationalen Radiokonferenz und hernach zu den Konferenzen 1906 und 1912 entsandte, sondern daß er 1906 zum (nebenamtlichen) wissenschaftlichen Beirat der Generalinspektion der Verkehrstruppen berufen wurde. Er hat sich über diese Zeit nicht lange vor seinem Tode brieflich zusammenfassend geäußert:

„Ich darf wohl sagen, daß die von mir selbst mir gestellte Aufgabe, die Funkentelegraphie für Marine und Heer nach den Prinzipien zu entwickeln, die ich für richtig hielt und die eine schnelle Entwicklung dieses Stückes der Landesverteidigung für die Überlegenheit über die feindliche wirklich gebracht haben, gut gelöst habe. Dieser Teil meiner Lebensarbeit soll das Hauptstück meiner ‚Erinnerungen‘ werden mit dem heute offen zutage liegenden Beweis, daß die ungedämpften elektrischen Wellen, die heute Allgemeingut sind, das Ziel sein mußten. Damals war ich der einzige, der dies

sah und dafür kämpfte und darüber beinahe zugrunde gegangen wäre. ‚Sie sind ein Idealist!‘ hat man mir damals oft gesagt, was heißen sollte: ein weltfremder, ‚unpraktischer Gelehrter‘, der nichts weiß von der ‚alles belebenden Praxis‘. Jawohl, ein Idealist war ich, aber ein Real-Idealist.“

Es ist klar, daß nach 1919 für einen Mann wie Beggerow in Berlin keine amtliche Daseinsmöglichkeit mehr bestand. Der Fünfundvierzigjährige begnügte sich nun aber nicht mit einem geistig belebten Ruhestand, so genußreich dieser im Verkehr mit bedeutenden Freunden — namentlich die beiden großen Physiker Philipp Lenard und Wilhelm Wien standen ihm nahe — zu werden versprach, sondern er wandte sich mit gesammelter Kraft einer neuen selbstgestellten Aufgabe zu: die deutsche Philosophie zu einem „kritischen Idealismus“ zurückzuführen („denn der ist und bleibt doch die ganz eigene Domäne des Deutschen“, heißt es in einem seiner letzten Briefe) und zwar mit einer erkenntnistheoretischen Beweisführung, die gerade auch dem Naturwissenschaftler einleuchten sollte.

1927 konnte er in einem stattlichen Großoktavband von fast 600 Seiten (nebst drei für Beggerows denkerisches Ordnungsbedürfnis sehr bezeichnenden

„Orientierungstafeln“, aus denen die Gliederung der im Buche erörterten Begriffe und Erkenntniszusammenhänge zu ersehen ist) unter dem Titel „Die Erkenntnis der Wirklichkeiten“ das Ergebnis seines weltanschaulichen Vorstoßes veröffentlichen. Die Mehrzahl des Wortes Wirklichkeit im Titel läßt den Leser schon ahnen, daß es Beggerow auf den Nachweis mehrerer gleichgeordneter Wirklichkeiten ankommt. In der Tat nimmt er „zwei Wirklichkeiten gleicher Gegebenheit“ an, die „phänomenale Welt der Materie“ und die „phänomenale Welt der Formen“, und zeigt eingehend, wie jener Welt die „hylische Wirklichkeit“, dieser die „morphische Wirklichkeit“ zukomme. Die sehr scharfsinnige Analyse der „schlichten Erfahrung“ und der „reflektierten Erfahrung“ stützt sich auf Kants Lehre, die Beggerow jedoch „den Erfordernissen der Zeit entsprechend fortgebildet“ hat.

Aus einer brieflichen Äußerung geht hervor, daß die respektvolle Anerkennung, die das Buch in philosophischen Kreisen fand, seinen Verfasser nicht befriedigen konnte. Keiner seiner Besprecher, so meinte er, habe das Neue erfaßt, das darin gelehrt werde, „eben das Dasein einer besonderen Bewußtseinswirklichkeitsschicht von genau demselben objektiven Geltungswert wie die ihr nur zugeordnete physikalische Wirklichkeitsschicht, die auch nur eine Bewußtseinswirklichkeit ist“. So machte er sich denn alsbald an die Abfassung eines neuen Werkes, in dem dieses Neue noch deutlicher erwiesen werden sollte. Er nannte es „Die Philosophie der Formen“. Wenige Wochen vor seinem Tode hat er es im Manuskript abgeschlossen.

Es ist ein schöner Beweis für Beggerows Anhänglichkeit an Stettin, das er immer als seine eigentliche Heimatstadt betrachtet hat, daß er die Stettiner Stadtbücherei zum Erben seines gesamten literarischen Nachlasses und seiner sehr sorgfältig zusammengestellten Bücherei schon zu seinen Lebzeiten bestimmt hat. Das Biographische Archiv der Stadtbücherei ist auch bereits seit dem vorigen Jahr im Besitz der Urschrift der „Philosophie der Wirklichkeiten“ sowie der Vorarbeiten dazu. Die Urschrift des neuen Werkes und die der Erinnerungen, die nun leider unvollendet bleiben mußten, wird demnächst in die Verwahrung der Stadtbücherei übergeben werden. Möchte die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Verhältnisse im Buchwesen ihre Drucklegung erlauben, so daß dann die ganzen Ausmaße des geistigen Mikrokosmos sichtbar werden, der in dem zierlichen Manne mit dem scharfgeschnittenen Denker Gesicht und den gütig-humorvollen Augen beheimatet war.

# Die Gerichtstage des Heinrich Graßmann

## Eine Geschichte aus dem Leben um uns

Es ist mit dem kalten Haß so wie mit der heißen Liebe: nur ganz starke Naturen können ihn, ohne Schaden zu leiden, bis an ihr Ende durch die Jahre tragen. Heinrich Graßmann war nicht stark, nicht körperlich und nicht seelisch, er war eher das, was der Volksmund einen sanften Heinrich nennt. Dennoch belud er sich mit einem Haß, riesengroß, schwer und kalt, und behauptete sogar und bewies es eigentlich auch durch sein verändertes Wesen, daß gerade sein tödlicher Haß ihn nach der Vernichtung des Feindes warm und lebensfroh gemacht habe. Aber die Gesetze der Natur, die das Zeugen und Sterben, das Lieben und Hassen der Kreatur als untrennbares Wechselspiel in der Gesamtheit regeln, sind ewig und unveränderlich, mag der zeitlich gebundene Mensch auch glauben, am Individuum das Gegenteil beweisen zu können. Und so erlag Heinrich Graßmann im Grunde an dem Tage seinem Menschenhaß, an dem ihm hinter menschlicher Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit das Vorhandensein einer selbstverständlichen Menschenliebe offenbar wurde. Das war im letzten Winter. Gleich danach ertränkte er sich. Die andere Geschichte liegt viele Jahre zurück.

Nicht nur für die Juristen in B., auch für uns Geschworene war die Sache Heinrich Graßmann der interessanteste Fall der letzten Jahre. Die erste Frage lautete nach Mord, die zweite nach Totschlag. Beide mußten nach dem Buchstaben des Gesetzes verneint werden, wenn auch das allgemeine Rechtsgefühl sie bejahen konnte; doch war es auch wieder das aus der Kenntnis der Vorgeschichte fließende Rechtsgefühl, das ein Nichtschuldig forderte. Ein Drittes, die Bestrafung wegen unterlassener Hilfeleistung und des dadurch herbeigeführten Todes eines Menschen, gab es nicht: wir waren dafür nicht zuständig, hätten aber auch hier nur ein Nein gehabt. Und doch lag eine Handlung von seltener Grausamkeit vor.

Der Bauunternehmer und Sägewerksbesitzer Bärwald hieß allgemein der König von Holtenrode, welchen Namen schon sein Vater getragen hatte, einige sagen, auch der Großvater. Es war ein Königtum unrühmlicher Art, aufgebaut auf der von den Vätern den Söhnen vererbten Erkenntnis, daß Eigentum und Erwerbsgier am sichersten und erfolgreichsten sind, wenn sie streng in den Grenzen der jeweiligen Gesetze angewendet werden, da man dann bei noch so viel Selbstsucht und Brutalität im Ansehen der bürgerlichen Moral als ein tüchtiger Geschäftsmann gelten und Stadtrat werden kann. Die Firma Bärwald Söhne unterbot bei Submissionen die Konkurrenz, machte sich bei den Lieferungen gerade nicht strafbar und verdiente so immer noch mehr als die anderen. Alles Geld wurde in Grundstücken angelegt, so daß keine Straße in Holtenrode gebaut werden konnte, ohne daß Bärwald Söhne groß verdienten. Das beste Geschäft aber machten sie mit einer Methode, die der Großvater erfunden und die den Vorzug hatte, der Firma noch den Anschein sozialer Gesinnung zu geben: sie bauten besonders gern für Leute mit wenig Kapital Eigenheime. Bedingung war nur, daß das Opfer ein Grundstück besaß. Die Bürger von Holtenrode kannten alle Grundstücke, welche Bärwald Söhne gebaut und später durch Zuschnüren der Hypothekenschlinge an sich gebracht hatten. Es ist daher nur mit der alten Erkenntnis vom Menschen, daß er aus den Erfahrungen anderer nicht zu lernen vermag, zu erklären, wenn immer wieder Baufreudige sich meldeten. Ein Kaiserreich konnte zerbrechen und im ehemaligen Herzogtum durfte ein halbes Jahr sogar eine sogenannte Diktatur des Proletariats herrschen, der reaktionäre, in sei-

nem Betrieb gewalttätige und asoziale König Bärwald überdauerte, in seinem Wesen und Tun unverändert, die Stürme der Zeit. Handelte er früher gut mit dem konservativen Bürgermeister und Landrat, so kramte er nun nicht schlechter mit ihren roten Nachfolgern; im übrigen blieb er Stadtrat und Kommandeur der Schützengilde. Und jeder Einwohner von Holtenrode machte wie früher die gleiche nichtachtende Gebärde, wurde von der Familie Bärwald gesprochen, und jeder grüßte den Stadtrat und fühlte sich ausgezeichnet, würdigte der Gewaltige ihn auf der Straße einer Anrede.

Heinrich Graßmann hatte von seinen Eltern einen vier Morgen großen Garten mit einem kleinen Fachwerkhaus, einem Stall und einem zerfallenden Treibhaus geerbt. Der Vater war Gärtner gewesen wie der Großvater, auch Heinrich sollte und wollte in diesem Berufe sein Brot aus dem eigenen Boden ziehen. Der ererbte Hang zum Alleinsein und zur Beschaulichkeit fand in der Beschäftigung mit dem geheimnisvollen Wachsen des Lebens aus winzigen Saatkörnern eine wohlige Befriedigung, und das Sinnen über die Mutterkraft der Erde, die gleichermaßen und unparteiisch Kulturpflanzen und Unkraut nährt, formte ihm eine primitive, zeitfremde Weltanschauung der Duldsamkeit gegenüber Menschen und Tieren, eine Art Allsozialismus, wie er gern jenseits von Haß und Liebe gedeiht. Als der Vater gestorben und die Mutter krank geworden war, verschafften ihm Verwandte eine Frau, ein hübsches, forsches Mädchen, das in der Hauptstadt gedient und nicht nur die Wirtschaft, sondern, wie es sagte, auch die Menschen kennengelernt hatte.

Das Leben eines Gärtners in einer kleinen Ackerbürgerstadt, in der fast jede Familie ihr Grünes selbst zieht, ist schwer, und es ist nicht jeder jungen Frau gegeben, Tag für Tag in der grauen Frühe mit einer Kiepe und zwei schweren Körben in die große Stadt zu fahren, mittags einen stetig schwankenden Betrag nach Hause zu bringen und nachmittags im Haus und im Garten hart zu arbeiten. In einem Hause, das brüchig und zu klein, und in einem Garten, der fruchtbar und zu groß ist. Einige Jahre ging es, als aber Kinder die Arbeit vermehrten, wurde die Frau mürrisch und zänkisch, und schließlich mußte Heinrich Graßmann seine Körbe selbst in die Stadt bringen. Er tat es, ohne zu murren, doch nahm er dadurch seinem Garten den Arbeiter, der die Körbe füllen mußte, und es gehörte wohl ein Charakter wie der dieses kleinen Gärtners dazu, die sich häufenden Schwierigkeiten mit Gleichmut zu tragen. Seine stadtbekanntes mißliche Lage und seine Freundlichkeit waren denen, die das nicht in Einklang bringen konnten, da sie für alles gern die da oben verantwortlich machen, der Anlaß, ihn verächtlich den sanften Heinrich zu nennen.

Die junge Frau war von anderer Art und nicht gewillt, die Kargheit des Lebens hinzunehmen. Nach Holtenrode kamen den ganzen Sommer über Fremde, es gab nicht genug Zimmer, sie unterzubringen, und manche Hausfrau hatte sich durch Vermieten eine schöne und bequeme Einnahme verschafft, einige hatten umgebaut, andere gar neue Häuser errichtet, und alles war wieder, so erzählten sie, durch die Fremden eingebracht worden. War es da nicht richtiger, das alte Haus zu vergrößern, stand doch Platz genug zur Verfügung? Heinrich Graßmann wehrte sich, er wollte an die Fremden sein Gemüse und seine Blumen verkaufen, nicht aber sie im Hause und damit im Garten haben.





Landeskulturwalter Popp mit den Dichtern Ehm Welk und Bogislav von Selchow auf der Max-Dreyer-Ehrung in Steffin Aufnahme: Gerardi

Schließlich gab er nach, sagte seiner Frau aber nicht, daß die Firma Bärwald Söhne schon einige Male angeboten hatte, das ganze Grundstück zu erwerben, und, als es eine Ablehnung gab, sich mit dem halben Garten zufrieden geben wollte. Dem Stadtrat saß die Gärtnerei schon lange im Auge, er brauchte den Platz, der an ein ihm gehörendes Grundstück grenzte, für einen nur ihm bekannten städtischen Zweck, dessen Verwirklichung guten Gewinn versprach. Als der Gärtner nun mit seinen Umbauplänen kam, machte der Bauunternehmer das alte Haus so schlecht, daß der Besitzer zum ersten Male den Verfall sah und dem Drängen seiner Frau nachgab, gleich ein richtiges neues und großes Haus zu bauen, zumal Herr Bärwald gegen die erste Hypothek auf das Gesamtgrundstück gern alles ohne Bargeld zu machen versprach. Frau Graßmann wurde nicht müde, die Menschenfreundlichkeit des Stadtrats zu preisen, der außerdem nachgewiesen hatte, daß Zinsen und Tilgung bequem aus dem Vermieten von drei Zimmern, einer kleinen Einzelwohnung und den Einnahmen aus einem Laden, in welchem die Fremden Gemüse und Blumen kaufen würden, zu bestreiten seien; ein schöner Verdienst bliebe sicher noch übrig, vom Mehrwert des Grundstücks gar nicht zu reden.

Drei Jahre stand das Haus, als die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland den kleinen Mittelstand, der bisher nach Holtenrode zur Sommerfrische gekommen war, so beengten, daß er sich Reisen nicht mehr erlauben konnte. Herr Bärwald drängte nicht mit den Zinszahlungen und den Tilgungen, er ließ einfach eine zweite Hypothek, berechnet gleich für die Stundungen weiterer drei Jahre, eintragen, wie die erste mit Goldmarkklausel. Nach einiger Zeit brauchten dann freilich auch Bärwald Söhne Geld und waren nur nach Zögern bereit, die zweite Hypothek gegen den Verkauf eines Teils des Gartens einzutauschen. Soviel Heinrich Graßmann auch umhergelaufen war, einen anderen Geldgeber für die zweite Hypothek hatte er nicht gefunden.

An dem Tage der Auflassung verlor Heinrich Graßmann den ersten Teil seines Gleichmutes, mit dem Garten waren ihm einige Tragstützen weggebrochen. Zu einem Mißtrauen gegenüber Bärwald Söhne kam er noch nicht, obwohl ihm Freunde die sich verengende Schlinge zeigten. Noch zwei Jahre gingen hin, dann, als Hypotheken wie Sauerbier feil

waren, zog Herr Bärwald zu. Konnte es ihm einer angesichts der Lage auf dem Grundstücksmarkt verdenken? Nicht einmal der Gärtner tat es, er war nur traurig und verstört, als ihm Herr Bärwald von den Verpflichtungen einer großen Firma erzählte.

Seine ebenfalls verfinsterte Frau erhellte sich dagegen an der aufleuchtenden Schadenfreude einiger Nachbarfrauen, denen der scheinbare Aufschwung der Gärtnerfamilie und der gezeigte Stolz der Frau Graßmann schon lange eine freundliche Mißgunst gegeben hatte, und sie ging entschlossen zum Stadtrat Bärwald. Sie mußte mehrere Male gehen, und als sie das letzte Mal mit einem Ergebnis wiederkam, schien sie ziemlich bedrückt zu sein. Sie hatte nur einen Aufschub von einem Jahr erreicht. Welches kümmerliche Resultat der Nachbarschaft schon genügte, immer deutlicher den Preis zu nennen, den Frau Graßmann für das allen ungewohnte Entgegenkommen des Königs von Holtenrode wohl gezahlt habe. Ob etwas Wahres daran war, denn der König von Holtenrode galt auch in seinem Anspruch an Frauen als absolut, oder ob das Gerede nur die Frucht des Lesens jener Groschengeschichten darstellte, in denen als Abklatsch klassischer Schauspiele und Romane der Bittgang schöner Frauen zum Vernichter ihres Familienglückes den Schicksalsknoten der Handlung abgibt, ist nicht bekannt geworden. Nur, daß Heinrich Graßmann seiner Frau den Klatsch mit angstvoll wartendem Gesicht vorwarf und von ihr lediglich ein verächtliches Lachen und die Worte erntete: „Du, Hampelmann, hast dir ja nicht mal allein eine Frau suchen können, da wär es doch ganz in Ordnung, wenn ein anderer sie dir wieder wegholte!“

Sie ging, als das Jahr der Frist sich neigte, noch einige Male zu Herrn Bärwald, sprach auch von einer Verlängerung, doch da hatte sie Herrn Bärwald wohl falsch verstanden, er hatte nichts Festes zugesichert, das Grundstück wurde versteigert. Die Firma Bärwald Söhne erwarb es auf durchaus gesetzliche Art, da sie das höchste Gebot machte, so hoch, daß sogar einige, obwohl sie den Stadtrat kannten, glaubten, was er unter der Hand verbreiten ließ: er habe den Überpreis gezahlt, um der Familie die Möglichkeit einer neuen Existenz zu geben. In Wirklichkeit behielt der Gärtner, nachdem die Schulden mit Zinsen und Zinseszinsen abgezogen worden waren, nur ein paar hundert Mark übrig. Und mit diesem Geld ging die Frau, als der Gärtner wieder einmal auf ergebnisloser Arbeitssuche war, nach Berlin durch. Zu guten Verwandten, wie sie ihm schrieb, da er eine Familie ja nicht ernähren könne. Den Jungen habe sie zum Gutsgärtner in Pflege gegeben, er könne später dort in die Lehre gehen, damit ein tüchtiger Mensch aus ihm werde und kein Waschlappen, wie sein Vater.

So saß nun Heinrich Graßmann allein in einem Hause, das ihm nicht mehr gehörte, und in einer Wohnung, deren Einrichtung der Tischlermeister holte, da sie immer noch nicht ganz bezahlt war. Es war daher auch nur in Ordnung, daß der neue Besitzer des Hauses, Herr Stadtrat Bärwald, dem einzelnen Mann kündigte und die Wohnung an eine ordentliche Familie vermietete. Zum Erstaunen der Nachbarn schickte sich der Gärtner still in alles. Der in den Tagen der Versteigerung aufgeregt gewesene Mann, der unsinniges Zeug geredet hatte und seinen Garten verkommen ließ, so daß man schon um seinen Verstand fürchtete, war wieder ruhig und freundlich gegen jedermann. Wenn man ihn jedoch mit der

Schlechtigkeit des Königs von Holtenrode zu trösten versuchte, glomm in seinen Augen ein wildes Feuer auf. Heinrich Graßmann hatte, wie er später bekannte, seinen ersten Gerichtstag gehalten und sich zu einem bösen Haß verurteilt: den nährte er in allen Tagesstunden und des Nachts in seinen Träumen.

Es war ihm gelungen, als Waldarbeiter unterzukommen. Man sagte eine Zeit lang, er tränke, aber das kam nur daher, daß er nun, was er früher nicht getan, in den Schänken verkehrte, gegen den Stadtrat hetzte, schwere Beleidigungen aussprach und sogar drohte, den Kerl zur Strecke zu bringen. Er machte Anzeigen beim Magistrat, beim Landrat, beim Gericht, und jede seiner Beschuldigungen mußte ihm, auch wenn sie zutraf, schwere Strafe wegen Beleidigung einbringen. Doch der Stadtrat verzichtete auf Strafantrag, er sagte nur immer, der arme Kerl tue ihm leid, er sei dem harten Lebenskampfe unserer Zeit nicht gewachsen und wahrscheinlich schon von Jugend an nicht richtig im Kopfe, wofür ja auch das irrsinnige Projekt des Hausbaues mit vielen Zimmern und dem Laden zeuge; und was die Drohungen betreffe, so fürchte er den sanften Heinrich wirklich nicht. Es war seinem Verhalten eine gewisse Vornehmheit nicht abzusprechen.

Bärwald Söhne bauten in Holtenrode und im Kreise neue Häuser, erwarben in Zwangsversteigerungen neue Grundstücke, die Menschen erzählten sich neue Geschichten ihrer Geschäftstüchtigkeit, und Heinrich Graßmann wurde vergessen. Er war eben ein unbrauchbarer Feldstein, den der Pflug aus dem Acker gerissen und der Pflüger auf den Weg geworfen hatte; da lag er nun, wurde von den Wagen hin und her gestoßen, und nur, wenn mal ein Mensch über ihn stolperte, merkte man, daß er immer noch als ein harmloses Ärgernis da war. Er schimpfte nicht mehr, er hetzte nicht mehr, er war in seiner Waldeinsamkeit fromm geworden und gab nur gelegentlich seinem festen Glauben Ausdruck, Gott werde seinen Haß annehmen und den Bösewicht richten, er sei sich zu schade dafür. Worüber die Leute, als sie es zuerst hörten, herzlich lachten, denn sie sagten, dies sei die bequeme Art der zu eigenen Taten Unfähigen.

Bis dann eines Tages, vor dem wieder Jahre gänzlicher Vergessenheit lagen, Heinrich Graßmann im grellsten Lichte nicht nur in Holtenrode, sondern auch im Kreise, ja im ganzen Freistaate stand. Das war, als bekannt wurde, der Stadtrat Bärwald von der Firma Bärwald Söhne sei in den Waldbergen ermordet aufgefunden worden. Zuerst hatte man an einen Unglücksfall geglaubt, der Tote lag mit gebrochenem Oberschenkel in einer Grube, aus der er einige Wochen vorher einen großen Findling für das Kriegerdenkmal der Stadt Holtenrode hatte ausheben lassen. Er konnte hineingestürzt und bei der großen Kälte — es waren in den Nächten immer über zwanzig Grad gewesen — erfroren sein. Doch die Polizei hatte den von zwei verschiedenen Paar Schuhen zertrampelten Schnee am Rande der Grube festgestellt, auf einen schweren Kampf geschlossen und der Vermutung Ausdruck gegeben, der Stadtrat sei in die Grube hineingestoßen worden und das Bein erst beim Sturz gebrochen. Der Täter aber habe sein Opfer elendiglich erfrieren lassen.

Mit einem Male trauten alle, die den schwächlichen sanften Heinrich mit seinen Drohungen belächelt hatten, ihm zu, den starken Bärwald im Kampf Mann gegen Mann überwältigt zu haben. Zwei Gendarme machten sich auf, ihm im Walde, wo er bei einem Waldhüter hauste, zu suchen und festzunehmen. Sie fanden ihn nicht, aber das hatte seinen Grund, denn Heinrich Graßmann war nach Holtenrode gegangen, hatte sich beim Bürgermeister gemeldet und um ein Protokoll gebeten. Und hatte mit leuchtenden Augen geschildert, wie er spät abends in der Dunkelheit schwache Hilferufe gehört, der Stelle nachgegangen sei und schließlich einen Menschen in der tiefen Grube gefunden habe. Er war mit einer überhängenden gefrorenen Schneeschicht abgebrochen. Mühsam habe er sich in die Grube hinuntergelassen und erst beim Schein eines Streichholzes erkannt, wer da lag. Er habe den Mann nicht angerührt, aber inwendig in ihm habe es gejubelt und

## Zwiesprache mit den Gefallenen

*Manch tapfrer Kampfgefährte blieb im großen Ringen.  
— Viel Birkenkreuze an den Vormarschstraßen stehn —  
Ihr gläubig Werken und ihr frohes Singen  
Wird bis zum letzten Atem mit mir gehn.*

*Oft steh' ich jetzt in später Stunde  
Und folg' der Spur der Geister nach,  
Die euch entführten unserm Bunde —  
Und meine Seele wird dann hell und wach.*

*Manch rote Kerze brannte nächtens heimlich nieder,  
Schal steht im Glas der edle Wein.  
Ihr fröhlichen Gesellen kehrt nun niemals wieder,  
Laßt mich mit einer großen Schuld allein.*

RICHARD WOLFF

er habe dem lieben Gott für die Vergeltung laut gedankt. Dann sei er wieder aus der Grube geklettert, habe sich oben an den Rand hingekauert und das Jammergewinsel des gefangenen Wolfes sei ihm wie himmlische Musik gewesen. Um Verzeihung habe der Kerl ihn gebeten, viele tausend Mark angeboten, auf allen Vieren sei er bis an den Rand der Kuhle gekrochen, habe sich sogar halb aufgerichtet und ihm die Rückgabe des Hauses versprochen, aber sicher nur, um nachher nichts zu halten. Darum habe er dem da unten alle seine Schandtaten vorgehalten und ihm gesagt, er beflecke seine Hände nicht; wenn es Gottes Wille sei, daß er gerettet werde, so würde es in der Nacht tauen und nicht frieren, oder es würde ein anderer Mensch kommen und ihn herausholen. Dann sei er nach Hause gegangen und habe sich hingelegt. Vor Freude habe er nicht schlafen können und darum morgens um Vier nochmals die Grube aufgesucht. Es seien in der Nacht 28 Grad gewesen, aber der Kerl habe noch immer gelebt. Um 9 Uhr früh habe ihn der Revierförster gefunden, tot. Und nun möchte er das irdische oder himmlische Gericht sehen, daß er dafür, daß er nichts getan habe, bestrafen wolle.

Sie nahmen ihn fest, und wenn sie ihm auch glaubten, so waren sie doch überzeugt, daß die gezeigte Grausamkeit eine schwere Strafe verdiene; um zu einer gerechten Ahndung zu kommen, nährten sie die Möglichkeit eines heimtückischen Überfalles und Hinabstoßens, und erhoben die Mordanklage. Mit der Reserve des Totschlags. Und der anderen der Unzurechnungsfähigkeit. War denn ein gesunder Mensch, und hatte sein Haß noch so große Ausmaße, fähig, einen Verunglückten bewußt, ja, absichtlich, erfrieren zu lassen? Die Irrenärzte fanden in Heinrich Graßmann einen geistig ganz gesunden Menschen, der überraschend logische Erklärungen abgegeben habe und voll verantwortungsfähig sei. Der Staatsanwalt gebrauchte die härtesten Worte des Abscheus für den ruhig lächelnden und ruhig antwortenden Angeklagten, nannte ihn eine verkommene Existenz und den Toten einen Ehrenmann, der Vorsitzende legte uns in der Rechtsbelehrung unter moralischen Verbrämungen alle Möglichkeiten eines Schuldig nahe, wir Geschworenen saßen sechs Stunden und sprachen ihn mit mehr als sieben Stimmen von der Schuld frei. Und seltsam, die Bürger von Holtenrode, die an dem großen Ehrenbegräbnis ihres Stadtrats teilgenommen und den Unmenschen Graßmann verurteilt hatten, nahmen langsam, einer nach dem andern, den Freispruch als im Namen des Volkes berechtigt auf. Der Staatsanwalt versuchte es noch mit einer Revision, und als sie nicht glückte, da kein Formal-Irrtum vorlag, mit einer von mehreren findigen Juristen konstruierten neuen Anklage wegen Tötung durch eine unterlassene Hilfeleistung. Doch hier versagte der Buchstabe

des damaligen Gesetzes, wohl, weil vorher das Gefühl des Rechtes versagt hatte.

Aber wir wissen wenig von dem ewigen Recht, das zwar mit uns geboren wird, dessen letztes, über Tod und Leben, Haß und Liebe wachendes Gesetz jedoch im Gefühl des Volkes und somit auch im Individuum wandelbar ist. Heinrich Graßmann kehrte nach Holtenrode zurück und gewann im Sprechen über seine verschiedenen Gerichtstage — als zweiten bezeichnete er die Nacht an der Grube, als dritten die Gerichtsverhandlung — eine neue Haltung: die eines frohen, arbeitsamen und sehr energischen Mannes. Er haute sich als Arbeiter, später als Vorarbeiter, bei den großen Meliorationen eine neue Existenz auf, erwarb am Rande der Stadt ein kleines Siedlungshaus und holte eines Tages seine Frau und seinen Jungen zurück. Und ganz gelegentlich nur sprach einer von der fast brutalen Härte seines neuen Wesens gegenüber den Menschen, die einem Menschenhaß nicht unähnlich sah, und von seiner Erwerbsgier.

Bis ihm im letzten Winter ein neuer Gerichtstag, sein letzter erwuchs. Er war nachts auf der Chaussee von einem Auto angefahren worden, ohne daß der Fahrer, wie er selbst aussagte, etwas gemerkt hatte. Ernstliche Verletzungen hatte er nicht erlitten, doch konnte er nicht aufstehen und wäre von einem zweiten Wagen fast überfahren worden. Als er rief und winkte, hielt der Fahrer an, stieg aus und kam einige Schritte zurück, wandte sich dann aber wieder und fuhr davon, im Glauben, er habe das Unglück verschuldet. Dann fand ihn ein Bauer und nahm ihn mit. Heinrich Graßmann erzählte ihm, was sich ereignet, ohne sich über das Benehmen des zweiten Fahrers zu beklagen. Doch der Bauer meldete die Sache, der Fahrer wurde ermittelt und wegen Fahrerflucht,

dann, als der Verletzte die Sache aufklärte, wegen unterlassener Hilfeleistung angeklagt und verurteilt, obwohl Heinrich Graßmann als Zeuge ihn zum Erstaunen des Gerichts zu entlasten versuchte. Doch der Zeuge wurde stiller und stiller, als hinter den energischen Worten des Staatsanwaltes und des Vorsitzenden, die an den Angeklagten und an den Zeugen gerichtet waren, über die sittliche Pflicht des Menschens, zu helfen, ganz gleich, ob er an der Hilflosigkeit schuld sei oder nicht, das stille, mahnende Gesicht einer in Volksverbundenheit sich äußernden Menschlichkeit auftauchte und immer mehr die gütigen Züge jener Menschenliebe annahm, die gottnahe ist und an das Ewige rührt, wenn sie über das verletzete eigene Rechtsgefühl hinaus zu handeln vermag. Heinrich Graßmann verließ beunruhigt das Gericht, und eigentlich gegen seinen Willen verwandelte er sich in den nächsten Wochen in das Wesen zurück, das er einst als Gärtner getragen hatte. Als er es mit den Aufgaben seines neuen Lebens nicht in Einklang bringen konnte und in seiner forschenden Tätigkeit nachließ, wie sein Arbeitgeber es tadelnd nannte, wich er der letzten Entscheidung aus und flüchtete aus dem Leben. In einem etwas verworrenen Briefe an den Obmann des Schwurgerichts, das ihn vor vielen Jahren freigesprochen hatte, begründete er die Notwendigkeit seines Schrittes, ohne in unmännliche Reue über sein einstiges Tun zu fallen.

Es ist möglich, daß sein Geist von Jugend an nicht in jenem Sinne normal war, den man dem Worte beizulegen sich gewöhnt hat. Aber die Kräfte hinter uns offenbaren sich gern in solchen schwachen Menschen. Geschähe es allgemein bei uns Starken und Normalen, würden wir in unserem Denken, Fühlen und Handeln in den Dingen des Rechts nicht so unterschiedlich sein.



Hans Harder, Steffin:  
„Oder-niederung bei  
Unterschönungen“.  
Gemälde aus der  
Großen Deutschen  
Kunstaussstellung 1942  
in München

Aufnahme: Kemeter

# Kulturleben in Pommern

Hans Hoffmann an Heinrich Seidel

Freiburg, den 21. 4. 90.  
Thurnerstraße 21

O mein teurer Seidel!  
Heinrich Seidel!

Ich schäme mich ja so sehr, aber ich war wirklich zu faul, Dir auf Deine beiden wahrhaft liebenswürdigen Briefe zu antworten, wie ich es gesollt hätte. Du wirst das aber auch begreifen: ich hatte mich in eine größere Novelle bis aufs Blut verbissen gehabt, die durchaus nicht werden wollte, wie sie sollte, und auch jetzt noch nichts geworden ist, und da kann Einem die Wut über solch ein Biest zeitweilig alles Schreiben auch der harmlosesten Briefe vereiteln. Außerdem war es so verflucht kalt, und ich hatte immer verklammte Finger, denn man will doch nicht umsonst im schönen Süden sein, sondern mindestens die Aprilheizung sparen. Die Eichen sind grün, aber wie sie es angefangen haben, begreife ich nicht; ich würde nicht grün sein, wenn ich Eiche wäre. Unter solchen Umständen treibe ich mich denn in meinen Arbeiten ganz dauerhaft im schönen warmen Norden herum, und zwar, ganz Deinem Rathe entsprechend, im lieben Hinterpommern; doch wirst Du nichts dagegen haben, wenn ich als Ostgrenze dieses Landes den Memelstrom setze; die Westgrenze würde die Trave oder die Elbe sein, wenn ich die Gegend da besser kannte. Süddeutschland reizt mich bis jetzt gar nicht, die Leuten hier sind mir ziemlich uninteressant. Nicht verbürgen kann ich hingegen, ob nicht demnächst Italien wieder seinen ganzen bestrickenden Zauber auf mich ausübt: es kann aber auch sein, daß die Zeiten der Bezauberung vorüber sind. Ich will es abwarten. Ich schreibe immer das, was mich im Augenblick am meisten fesselt. Im Ganzen gebe ich Dir Recht, daß aus dem engsten Mutterboden die sicherste Kraft wächst, aber darum braucht man sich vor Extratouren nach außerhalb nicht gerade zu fürchten. Nur ist es gut, wenn es Extratouren bleiben, einmal 'rum und dann fertig. Man muß sich doch auch seine Freude an außerhalbschen Dingen von der Seele schreiben, wenn man sie nun mal hat. — Und ähnlich wird es mir ergehen mit Deinem Rathe, der humoristischen Behandlung treu zu bleiben. Im Allgemeinen macht sich das ganz von selbst, drei Viertel meiner Geschichten zum mindesten fällt in diesen Ton; aber dazwischen packt mich denn doch einmal der Teufel und steckt mir einen recht wüsten Brocken zwischen die Zähne, und ich habe keine Ruhe, bis ich ihn zurechtgekaut habe. Meist ist es ein starker landschaftlicher Eindruck, der mir solche wilden Gelüste erzeugt. Auch da kann ich für Rückfälle keine Garantie übernehmen. — Jetzt ist ein sogenannter Roman, 3 Bände!, von mir bei Paetel im Druck; ich bin neugierig, was Du dazu sagen wirst, es ist ein ganz verrücktes Ding, leider auch der Anfang sehr ungeschickt komponiert und dadurch langweilig. Wird also wohl sehr schlechte Geschäfte machen, obgleich auch manches Brauchbare drinsteckt. O die verdammte Dichterei!

Sehr hübsch finde ich es von Dir, daß Du Leberecht Hühnchen Großvaterfreuden willst erleben lassen; möge seiner Tochter die Entbindung leicht werden; wenn es Zwillinge werden, ist's kein Fehler. — — — Vierte Auflage? Scheusal! Sobald ich irgendeine zweite erlebe, habe ich beschlossen, fett zu werden; bis dahin behalte ich meinen angehungerten Zustand bei, um das Mitleid der Redactionen zu erregen.

Sei herzlich begrüßt von Deinem Hans Hoffmann.

## Carl Ludwig Schleich und die Ärzte

Am 11. Juni waren es 50 Jahre her, daß Carl Ludwig Schleich dem Deutschen Chirurgenkongreß seine bahnbrechende Entdeckung der Infiltrationsanaesthetie vorlegte, wegen einer Redewendung am Schluß wurde aber eine Aussprache abgelehnt. „Bei ruhiger Überlegung begreift man kaum, wie dieser Mißgriff möglich war“, schreibt Geheimrat Prof. Dr. Bier in seinem Buch „Die Seele“. Schleich setzte sich gegen die 800 Vertreter der ärztlichen Wissenschaft durch, und die Menschheit dankte es ihm. Ein naher Freund des Dichters Sanitätsrat Dr. Karl Briegleb in Darmstadt, macht uns darauf aufmerksam, daß neuerdings versucht wird, die Ablehnung durch den Kongreß als harmlos, ja als fördernd hin-

zustellen. So wenn Bier weiterschreibt: „Geschadet hat dieses Ereignis der Infiltrationsanaesthetie nicht das geringste, im Gegenteil, es verschaffte ihrem Erfinder die Märtyrerkrone, und das Verfahren verbreitete sich schnell. Vor allem aber brachte es, wie das noch jedem Märtyrer geschah, Schleich Ruhm und Anerkennung in der öffentlichen Meinung.“

So schnell ging es indessen nicht, und Schleich hatte lange Jahre zu kämpfen. Bier selbst gibt das indirekt zu, wenn er feststellt, daß er sich zum ersten Male 1897 sehr günstig über Schleich ausgesprochen habe. Da waren immerhin schon fünf Jahre verstrichen! Nach 1897 mußte Briegleb in der „Zeitschrift für praktische Ärzte“ einen Aufsatz „Für Schleich“ veröffentlichten, den dieser in der „Besonnenen Vergangenheit“ eine „flammende Broschüre“ nannte. In ihm hieß es: „Auch jetzt noch . . . kennt die bei weitem größte Anzahl der Ärzte die Methode entweder gar nicht, oder steht ihr zaghaft, zweifelnd oder gar absprechend gegenüber, letzteres natürlich wieder aus Unkenntnis.“ In der Zeitschrift „Die Praxis“ hatte der praktische Arzt Eyff 1896 darauf hingewiesen: „Im Ganzen noch wenig bekannt ist unter den Ärzten die von Dr. Schleich, Berlin, angegebene Operationsmethode.“ Auch sonst weisen die in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre erscheinenden Berichte von praktischen Ärzten immer wieder auf die allgemeine Unkenntnis des Verfahrens hin, um zu begründen, daß sie ihre Beobachtungen so spät veröffentlichten. Briegleb und Hölden mußten in der Pfalz noch 1898 gegen die ablehnende Haltung zweier Krankenhausdirektoren ankämpfen. Die Heidelberger Klinik begann erst im Jahre 1897 mit dem Schleichschen Verfahren. Wenn auch die Innsbrucker Universitätsklinik schon 1893 über die Anwendung der neuen Methode Mitteilung machte, so folgten die anderen erst sehr spät — Breslau 1896.

Es ist also nicht so, daß die „Märtyrerkrone“ das Verfahren begünstigt und Schleich Ruhm verschafft hätte. Der Wert der Methode selbst setzte sich gegen alle Widerstände durch. Daß es solange dauerte, ist um so unbegreiflicher, als nach dem amtlichen Bericht Schleich dem Chirurgenkongreß am Ende seines Vortrages erklärte: „. . . Operationen in Narkose auszuführen, welche sicherlich auch mit dieser oder einer ähnlichen Form der lokalen Anaesthetie durchführbar gewesen wären, das muß ich vom Standpunkt der Humanität und dem der moralischen und strafrechtlichen Verantwortlichkeit des Chirurgen und bei dem heutigen Stand der Infiltrationsanaesthetie für durchaus unberechtigt erklären.“ Hierin sah der Deutsche Chirurgenkongreß 1892 den Formfehler, auf Grund dessen er Schleich die Aussprache verweigerte.

## Die Goethe-Medaille für Max Dreyer

Aus Anlaß des 80. Geburtstages hat der Führer dem Dichter Max Dreyer die Goethe-Medaille verliehen. Auch der Gau Pommern bereitete dem greisen Geburtstagskind eine Fülle von Ehrungen, in deren Mittelpunkt die Feier im Landeshaus stand, bei der Landeskulturwalter Popp die Auszeichnung des Führers überreichte. Er fand dabei zu Herzen gehende Worte für den noch immer jungen Dichter, der stets in der Mitte seines Volkes stand, bemüht, im Mantel der Zeit das Ewige zu erkennen. Sohn der niederdeutschen Erde, Wahlpommer seit weit mehr als einem Menschenalter, ist Dreyer dem nationalsozialistischen Deutschland verbunden, mögen seine ersten Erfolge auch in jene Zeit fallen, in der das gesicherte bürgerliche Zeitalter die ersten Risse der kommenden Weltkatastrophe zeigte.

Von jener Zeit, seiner Jugend, berichtete dann Max Dreyer selbst auf eine so köstliche, mit allen Lichtern der Ironie und des Humors spielende Art, daß das Zuhören der stattlichen Zahl seiner Freunde ein besonderer Genuß wurde. Das „Bollwerk“ rechnet es sich zur Ehre an, daß es auch diese aufschlußreiche Rede seines langjährigen Mitarbeiters im Wortlaut als Erstdruck veröffentlichten darf.

Der Landeshauptmann Mazuw überreichte dann im Namen des Gauleiters Schwede-Coburg die Urkunde, mit der die Provinz dem Dichter einen monatlichen Ehrensold aussetzte. Neben zahlreichen anderen Gratulanten ließ auch der mecklenburgische Gauleiter, Hildebrandt, ein Ehrengeschenk überreichen. Das Städtische Orchester schuf unter

Musikdirektor Mannebeck einen unvergeßlichen musikalischen Rahmen.

Max Dreyer war dankbar ergriffen von dieser Feierstunde, die die Pommersche Gesellschaft für Literatur und Kunst ihrem Ehrenpräsidenten im Auftrag des Reichspropagandaamtes Pommern ausgerichtet hatte. Es schloß sich ein Beisammensein im engeren Kreise und abends eine unterhaltende Aufführung des Lustspiels „Zwei um Frau Lore“ im Stadttheater an. Auch die übrigen Theater des Gaues ehrten den Dichter durch Aufführungen.

#### Schriftumspreis für einen Pommern

Den Mecklenburgischen Schriftumspreis 1942, der am 20. September in Schwerin verliehen wurde, erhielt der Dichter Hans Ehrke durch Gauleiter und Reichsstatthalter Friedrich Hildebrandt im Rahmen der zweiten niederdeutschen Dichterstunde, die führende Dichter Niederdeutschlands in Schwerin vereinte.

Hans Ehrke ist am 10. April 1898 in Demmin als Sohn eines Ulanenwachtmeisters geboren. Der kaum Siebzehnjährige trat als Kriegsfreiwilliger in das Heer ein. Bis zum Ende des Krieges erlebte er die Front in Frankreich, Serbien und Mazedonien. Aus diesem Kriegserlebnis heraus gestaltete er in seinem „Markedonka“ ein ungewöhnlich eindrucksstarkes Kriegsbuch. Nach dem Kriege besuchte er das Seminar in Kiel, wo er jetzt noch als Rektor und Landesleiter der Reichsschrifttumskammer lebt. Zur Zeit dient er dem Vaterlande mit der Waffe. Ehrke, der bereits 1937 den schleswig-holsteinischen Literaturpreis erhielt, ist außerdem Träger des Stavenhagenpreises und des Brinkmannpreises. Seine Eulenspiegelkomödie „Narrenspegel“ wurde vor längerer Zeit bei einem Preisausschreiben der Niederdeutschen Bühne Hamburgs mit dem ersten Preise bedacht.

Das Schaffen des Dichters ist eng mit dem niederdeutschen Raum verknüpft. Seine Gestaltungskraft, die wohl aus der heimischen Umwelt geboren ist, läßt ihn das Tragische so schildern, daß er zu den stärksten Dramatikern des niederdeutschen Raumes gehört. In letzter Zeit bedient sich Ehrke mehr und mehr der hochdeutschen Sprache. Stark und eindrucksvoll sind



Karl Ludwig Schleich und Karl Briegleb. Aufnahme aus den 90er Jahren  
Bildarchiv der Stadt Stettin

seine Erzählungen, von denen besonders auf „Der Stumme“ hingewiesen sein mag. Wir Pommern können stolz auf diesen so starken und eigenwilligen Dichter sein. Johannes Diebenow.

#### Heinrich George in Köslin

Vor genau 30 Jahren rezitierte in Köslin in kleinem Kreis ein damals noch völlig Namenloser, der soeben sein allererstes Engagement am Kolberger Theater glücklich hinter und vor sich als erste Sprosse einer noch ungewissen Laufbahn die Verpflichtung an das Bromberger Stadttheater hatte — Heinrich George.

In den drei Jahrzehnten seitdem ist aus dem damals Unbekanntesten ein Schauspieler ganz großen Formats, der Staatsschauspieler und Große von Bühne und Film Heinrich George geworden. Und diesen großen Mimen nun, hierzulande ja zu meist nur von seinen tragenden und tragischen Rollen im Film her bekannt, auch einmal unmittelbar erleben zu dürfen, war das große Ereignis für Köslin, das kürzlich in der Ostlandhalle der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt ein restlos ausverkauftes, ergriffenes und am Ende begeistertes Haus fand.

Heinrich George kam nicht als Film-, sondern als Staatsschauspieler nach dem ihm durch seinen verschwiegene Sommersitz in Sorenbohm seit Jahren vertrauten Köslin und dazu im Rahmen eines nordischen Vortragsabends mit einem hervorragend auserwählten Programm, das ihm Gelegenheit zur Entfaltung seines ungeheuer vielseitigen und überaus eindringlichen sprachlichen und schauspielerischen Könnens bot. Dieser „Nordische Abend“, zum großen Teil prophetisch dem Zeitgeschehen verpflichtet, wurde weit mehr als ein Vortragsabend schlechthin. Heinrich George erweiterte die an sich gesteckten Grenzen eines Leseabends zum Erlebnis eines ergreifenden Schauspiels von geradezu unheimlicher Plastik und Eindringlichkeit und packte durch die unerhörte Vielheit und Feinheit seiner sprachlichen und mimischen Mittel. Erdrückend im vollen Einsatz der geballten Kraft seines Temperaments und erschütternd, wenn er im geeigneten Augenblick plötzlich nachdenklich, verhalten und verstummend sprach, ließ Heinrich George jedes Wort zum Leben und die Sprache zum Erlebnis werden.

Höhepunkt des Abends wohl war die im Zusammenklang von Vortrag, Schauspiel und Musik erregende Ballade von Börries von Münchhausen: „Der Todspieler.“ Auf gleicher balladesker Linie und voll schärfster Realistik gestaltet „Pans Herde“ aus dem Dänischen von Sven Fleuron. Geradezu erlösend wirkte der auf Alltagsphilosophie abgestimmte, wohl hier und da noch (Klaus Groth) zum Nachdenken zwingende, im ganzen aber heitere und humorvolle Abschluß mit Gedichten von Busch und Morgenstern.

Prof. Birger-Hammer spielte Brahms, Bach, Beethoven und Werke aus seiner nordischen Heimat von Sinding und Grieg und gab dem Abend eine stimmungsvolle musikalische Umrahmung.  
Hans-Gerhard Wunderlich.

#### Robert-Wiemann-Uraufführung in Berlin

Die Cellovirtuosin Monika Roestel aus Stettin erfreute auf ihrem Berliner Konzertabend eine zahlreich erschienene Zuhörerschaft außer mit wertvollen Werken der von ihr vertretenen Kunst auch mit einem zum überhaupt ersten Male ins Erklängen gebrachten Opus von Robert Wiemann, einer Sonate in einem Satze für Klavier und Cello. Der Komponist, bekannt und wohlgeachtet als Meister des Stabes und als Tondichter seriöser Form, begleitete sein neues Stück selbst am Flügel.

Das Werk hält die maßvolle Grenze des guten Kenners und Könners inne und zeigt sich in melodischer, harmonischer wie motivischer Hinsicht als von ausgesprochen dankbarem Wesen. Frisch im Aufklänge, von musikalisch-jugendlichem Geiste getragen, steht es, in seinen künstlerischen Aufbaumaßen feingefügt, in den Bahnen romantisch-klassischer Herkunft, und so hat es, im Verhältnis von seinem Äußerem zum Inneren betrachtet, ein wohlgefälliges Antlitz. Es bedeutet eine wertvolle Bereicherung zur Spezialliteratur.

Monika Roestel sicherte dem Stück durch ihre der künstlerischen Reife nahe kommende Interpretationskunst einen schönen Erfolg, der von langem und warmem Beifall bezeugt wurde. Der interessante Abend bot außerdem Chopins g-moll-Sonate op. 65, Johann Sebastian Bachs Suite für Solo-Cello in d-moll und das „Kultaselle“ von Ferruccio Busoni, 10 Variationen über ein finnisches Volkslied, mit welchen die junge Künstlerin tief zu schürfen und zu packen verstand, gestützt auf ein ernstbedachtes und gutdiszipliniertes Können, bei dem das Geistige mit dem Virtuosen und Ausdruckgebenden in bestem Einklang

gebracht war. Als Hauptbegleiter am Flügel bewährte sich in vornehmer Form Gerhard Puchelt, der der sympathisch begrüßten Künstlerin die rechte Stütze zur Erfolgssicherung bedeutete.  
Valentin Ludwig.

### Ein pommerscher Roman um die Rechtserneuerung

Wir konnten in diesem Jahre bereits den Gedichtband „Das erlösende Wort“ Arnold Kriegers anzeigen. Als Beweis seiner regen Schaffenslust legt der Dichter nunmehr im Wilhelm Heyne Verlag, Dresden, einen neuen umfangreichen Roman „Das Urteil“ vor. Er verdient unser besonderes Interesse, weil er in Pommern, auf Wollin spielt und zudem ein brennendes Problem unserer Zeit, die Erneuerung unseres Rechtsdenkens und -sprechens behandelt.

Was Kriegers episches Schaffen auszeichnet, ist, daß er in ihm mutig den Tag aufgreift und nicht aus einem blutleeren Ästhetizismus, sondern aus dem unmittelbaren Erlebnis heraus schafft. Er tut es auf die Gefahr hin, daß aus Dichtung Bericht wird, daß er plädiert, wo zu gestalten wäre. Durch die hohe Anschaulichkeit seines Stils und die Intensität seiner Wortschöpfung bannt Arnold Krieger diese Gefahr, ohne ihr auszuweichen.

Auch in diesem neuen Werk stehen die Menschen lebhaftig, in einer schönen Deutlichkeit vor unseren Augen. Sie leben, und niemals hat man den Eindruck, es mit festgelegten Typen in neuer Abwandlung zu tun zu haben. Die Handlung fließt schnell und fesselnd dahin, so daß man die romanhaften Züge rasch überliest.

Denn bei aller Anerkennung des Kriegerschen Werkes kann man sich einem Einwand nicht verschließen. Der Autor will die Sinnlosigkeit des sturen Formalrechtes, der erstarrten Paragraphen aufzeigen und einen Beitrag zu ihrer Ablösung durch ein Recht aus nationalsozialistischem Lebensgefühl geben. Dieses Thema — es ist brennend genug — in seiner ganzen Tiefe und Weite überzeugend zu gestalten, bedürfte es des einfachsten, unkompliziertesten Falles. Krieger greift dagegen zu einem ganz entlegenen, besonders verwickelten. Er hat ihn vor Jahren Berichten pommerscher Zeitungen entnommen. Ein Fall aus dem Leben also, aber eben ein einzelner, einmaliger, der Norm so entlegen, daß sie sich in ihm nur in hundert Lichtbrechungen spiegelt. Die Regel, nicht die Ausnahme ist aber die Grundlage eines Romans, der auf gültige Wahrheit zielt. Das noch nie Dagewesene, nie Wiederkehrende ist das Stoffgebiet der Novelle mit ihrer blitzartigen Erkenntnishelle.

Hier geht es darum, daß ein Mann eine todkranke Frau, um ihr den Besitz zu sichern, heiratet, ohne eheliche Gemeinschaft mit ihr zu haben. Sterbend führt sie ihm ihre Tochter, seine Stieftochter also, als zweite Gattin zu. Der Standesbeamte übersieht das formale Hindernis und erst nachdem Kinder da sind, gerät der „Fall“ durch das Auftreten eines Intellektuellen reinsten Wassers in Fluß. Der Mann pocht auf das Recht der Menschlichkeit und des gesunden Verstandes, das nichts von Blutschande wissen will, die Justiz aber reißt ihn in ihr starres Getriebe und zermalmt ihn, bis auch ihre maschinellen Funktionen mit dem ganzen System abgelöst werden.

Arnold Krieger verwirklicht seine Absicht, den Widersinn des Geschehens deutlich zu machen, vollkommen, allzu voll kommen, denn dem Leser erscheint es zu unsinnig, als daß er bereit wäre, sich die Voraussetzungen ganz zu eigen zu machen.

Innerhalb dieser Voraussetzungen aber beweist Krieger sein unangefochtenes Können. Er ist ein Schriftsteller, der mit wenigen Strichen Menschen persönlichster Haltung schafft, ohne auf erläuternde Wortkrücken angewiesen zu sein. Phantasie und Realismus verbinden sich bei ihm so, daß nur selten ein Sprung sichtbar wird. Vor allem aber, das sei nochmals betont, ist sein Verdienst, daß er den Tag ergreift und ihn völlig unbefangenen in seine Bücher zieht, wodurch er für die Literatur der Zeit vorbildlich wirkt.  
Wolfgang Hultzs.

### „Uhlen un Kreien“ — pommerscher Humor

Heft 6 der Schriftenreihe „Aus pommerscher Heimat“, die der Landesleiter Pommern der Reichsschrifttumskammer, Johannes Diebenow, im Auftrage des Provinzialverbandes zusammenstellt, liegt nunmehr als „Ein Buch vom fröhlichen Pommern“ unter dem Titel „Uhlen un Kreien“ im Verlag Leon Saunier, Stettin, vor. Lebende Autoren unseres Gaues haben sich darin mit alten und neuen Beiträgen zusammengefunden, um von unserem deftigen, ein frisches Wort nicht scheuenden Humor auf Hoch- und Niederdeutsch zu zeugen.

Das kleine Werk ist vortrefflich gelungen, wenn der Rezensent, der selbst mit einem Beitrag vertreten ist und das Werden

## Die Jungfrau im Waschstein

Rügener Sage

*Sie wäscht ein Gewand und sie wäscht es nicht weiß  
bei Nacht auf dem Steine am Meere.*

*Sie singt sich ein Liedlein, sie wimmert gar leis  
und weint manche bittere Zähre.*

*Ach, und ist euch so hold und so schlank und so schön,  
für süßeste Liebe geboren!*

*Ihr Kinder, ihr Kinder, ich hab' sie gesehn,  
und ich hab' sie auf ewig verloren.*

*Sie nickte und wusch mit dem blühenden Arm  
den blutigen Flecken im Linnen;  
wie hob sich ihr Busen so süß und so warm,  
in Sehnsucht nach Lieben und Minnen.  
Und es floß ihr Gelock von dem schimmernden Haupt,  
umzirket von goldigen Spangen;  
und ich habe die Freya zu sehen geglaubt  
und bebte vor Furcht und Verlangen.*

*Ich zwang meinen Kahn an den moosigen Stein,  
so sehr ich im Herzen verzagte.*

*und sprach: „Holdseliges Jungfräulein!“  
O, daß ich dies Wörtlein sagte!*

*Kaum war es gesprochen, so sah sie mich an  
in tiefem, unsäglichem Wehe.*

*O, daß ich unseliger, törichter Mann  
vor Sehnsucht und Leid nicht vergehe! —*

*Und wie sie so schaute, da hört' ich's genau,  
sie flüsterte leise die Worte:*

*sie sei eine arme verlassene Frau,*

*gebannt an so schaurigem Orte. —*

*Ich wäre gekommen, ich hätt' es gewagt*

*und hätte sie können erlösen,*

*wenn ich das richtige Sprüchlein gesagt;*

*„Gott helf' euch!“ wär' es gewesen.*

*Da wird mir gar schwül und gar finster zu Sinn,  
die Schläfen taten mich schmerzen.*

*So hielt ich den Himmel, so schwand er mir hin  
und ließ mir die Hölle im Herzen.*

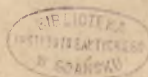
GERHART HAUPTMANN

von Anfang an miterlebte, das aussprechen darf. Vor allem sei dabei auf die Ausstattung und die vielen Randzeichnungen von Max E. A. Richter hingewiesen, die ganz köstlich sind und von Witz und Lebensfreude überquellen.

Einleitend gibt Diebenow an Hand von Sprichwörtern und volkstümlichen Reimen einen Querschnitt durch Pommerns Humor, der sehr bezeichnend und ein Spiegelbild des Volkscharakters ist. Behaglich und gemütvoll beginnt dann ein Fabulieren in Vers und Prosa, bei dem Max Dreyer, Bogislav von Selchow, Ehm Welk, Georg Kuhlmeier, Wilhelm Krauel, Elisabeth von Oertzen, Otto Voß, Peter Robinson, Wilhelm Poeck, Paul Richter, Heinrich Bandlow, Otto Wobbe, Wilhelm Hörstel, Fritz Dittmer und manch anderer in ganz wahrhaftigen und halb gelogenen Geschichten miteinander wetteifern. Am Ende, doch nicht im Hintertreffen, steht Bruno Markwardt mit ganz reizenden plattdeutschen Tierläuschen.

Für unsere Soldaten ist das Büchlein vor allem gedacht, ihnen soll es ein paar frohe Stunden bereiten, denn „Lachend Mund is bäter as tein Pund Wust“; aber da solche Mengen Rügenwalder Mettwurst auch uns nicht zugemessen sind, wird die Heimat sich genau so daran ergötzen.  
Wolfgang Hultzs.

Hauptschriftleiter: Wolfgang Hultzs. Schriftleitung: Stettin, Elsässer Str. 13, Fernruf 2 10 64. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Königstr. 8, Haus der Gaupresse. — Fernruf 2 58 91. Prelaliste Nr. 11.



# Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)  
Bankanstalt des öffentl. Rechts · Hinterlegungsstelle für Mündelgelder



**Stettin** Paradeplatz Nr. 40  
Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

**Arnswalde** Adolf-Hitler-Straße 1  
Fernsprech-Nummer 696

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Industrie und Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrentverkehr · Gewährung von Krediten · Diskontierung von Wechseln An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln · Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots · Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss der Mieter



ein Begriff



Wer Eigentum, Haus, Hof und Familie bei uns versichert hat, lebt ruhiger in der Gewißheit, bei Schicksalsschlägen der Geldsorgen entoben zu sein.

**Dommersche Feuersozietät**  
**Provinzial-Lebensversicherungsanstalt**

STETTIN · POLITZERSTR. 3



## Provinzialbank Pommern

Landesbank – Girozentrale

Hauptanstalt in **Stettin** Luisenstraße 13

Zweiganstalten in

**Schneidemühl**

Posener Str. 22

**Stolp**

Kaufmannswall 6


**Stralsund**

Alter Markt 10

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte**

f. HESSENLAND / GRAPHSCHER GR

FERNRUF 30340

BUCHDRUCK  OFFSETDRUCK  
ROTATIONSDRUCK  
GROSSBUCHBINDEREI

ERNRUF 36690

f. HESSENLAND / GRAPHSCHER GROSSBETRIEB

HERMANN **SARAN** STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und  
Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen  
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastraße 52: Qualitätsdruckfächer, Buchdruck,  
Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen,  
Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handeinbände

Selt 1882 / 100 Mitarbeiter

Soeben erschienen in unserem Verlag:

**Wälen un Kreien**

Ein Buch vom fröhlichen Pommern

Aus pommerscher Heimat Heft 6

Herausgegeben vom Provinzialverband  
Pommern

Zusammengestellt von Johannes Diebenow



Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung / Stettin

Gute Möbel

*Gleixner & Delonge*  
MOBELHAUS

preiswert

Breite Straße 15

STETTIN

Telefon 31711



Die Einkaufsstätte  
für Stadt und Land

**KARSTADT**  
Stettin

Deine Spende für das  
Kriegs-Winterhilfswerk